P. O. germ.
85 ~~86~~

<36626384090012 S

<36626384090012

Bayer. Staatsbibliothek

Liter. eleg. Germ. p. 100.

fab. Romanens. –

Moosr.

Pag. 71.

Wunder inv: et fc:

m

Moosrosen.

Erzählungen, Geschichten und kleine Romane.

Herausgegeben von

Ludwig, Theodor, Becker.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg,
im Verlag der Zeh'schen Buchhandlung.
(1814.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Der Mündel. Von August Lafontaine . . S. 1.

Das Erkerfenster. Von August Lafontaine . 30.

Eduard der Officier, oder die verführte Unschuld. Ein Seitenstück zu der Pfarrerstochter. Von L. T. Becker . . . . . 54.

Die Astern. Von Friedrich Kind . . . . . 108.

Der Wespenstich. Erzählung von F. Kind 143.

Der Rauhgraf. Eine Geschichte der Vorzeit 187.

Das Geheimnis. Von A. F. E. Langbein . 204.

Das Schauerfeld. Eine Rübezahlgeschichte. Von Fr. von Fouqué . . . . . . 225.

Der Mündel.

von August Lafontaine.

Graf Steinbühl hauste im Gebirg auf den Schloß Steinbühl, im Paradiese des Landes. Seines Bruders Sohn, Graf Georg, wurde in Lausanne erzogen. Diesem gehörte Steinbühl, die reiche Grafschaft, und das reiche mütterliche Erbe. Früh starb seine vortrefliche Mutter, dann sein Vater. Sein Oheim wurde sein Vormund. Seines Vaters Testament gab dem Grafen Georg einen Lehrer, der auch sein Freund war, und bestimmte Lausanne zu seinem Aufenthalte, bis an den Tag seiner Mündigkeit.

Sein Oheim regierte des Neffen reiche Erbschaft, im leisen, frohen Traume, auf die Nachricht seines Todes hoffend, oder wenn das nicht war, auf die Reize seiner Tochter, Pauline, rechnend, die in stolzer Schönheit aufblühete.

Er lebte in fürstlicher Pracht, fast unbesorgt; denn seines Neffen Hofmeister schrieb von der wankenden Gesundheit des Grafen Georg, wenn er schrieb, und ein paar Reisende, die von Lausanne kamen, konnten nicht genug sagen, wie bleich, wie hager Graf Georg gewesen. Der Himmel gebe ihm Gesundheit! ich rechne dann auf dich, Pauline! sagte der Graf.

Pauline verbeugte sich gegen den Vater, ihr Zauberlächeln dabei galt aber dem Herrn von Gabler. Ich möchte wohl wissen, fragte sie mit ihrer Flötenstimme Gablern, ob man uns zu den beweglichen oder unbeweglichen Gütern rechnet.

Unbeweglich, behauptete die Moral; Shaftsbury und der Teufel sagen beweglich; und wenn jeder seinen Preis hat, haben sie recht.

Sie spielen mit meinen Worten, wie immer Gabler.

Ich bin ernster als sie denken; Gräfin Pauline, und, wenn man schön ist, wie sie, sagte er mit funkelnden Augen, in denen aber Pauline den hohen Ernst übersah, so sollte die Schönheit unbeweglich seyn.

Der Graf lächelte sehr fein, als verstände er ihn. Die Gräfin Pauline, die das Rauschen eines Geistes leise vernahm, wurde ernst, wenn Gabler so redete, ihr Herz schlug, sie wußte nicht, warum.

Herr von Gabler lebte in Steinbühl, seit drei Monaten, ein stolzer schöner Jüngling, allein in froher Unabhängigkeit von dem Grafen, vor dessen Stol-

ze

ze alles umher kroch. Daß er den Grafen und Paulinen auf einer Reise gegen ein paar Spitzbuben, die den Wagen anfielen, geschützt hatte, brachte ihn auf das Schloß; daß er nach drei Monten noch gern gesehen wurde, machte Pauline, die den Vater und jeden Mann beherrschte, der sich ihr näherte, ob gleich Gabler auch seine Freiheit gegen Paulinen erhielt.

Sie fühlte sich angezogen von ihm, und doch blieb er ihr fremd, je näher sie ihm stand. In seiner Nähe erklangen in ihrem Innern Töne, höhere, schöne Töne, die aber schmerzend und beklemmend durch ihre Seele zogen, wie Geisterschauer. Sie sagte es ihm; aber sie setzte immer hinzu: es ist, fürcht' ich, nichts als Kinderei, Gespensterfurcht, die ihr Seherblick, ihre Prophetenbegeisterung in mir erregt, grade wie ich mich fürchte, wenn ich gar nichts sehe, im Finstern. Und mein Herr, ich will sehen, woran ich glauben soll.

Gabler schwieg jetzt, denn nun verspottete sie sich selbst, immer heiterer werdend, mit einer so natürlichen Anmuth, mit einem so frischen natürlichen, unschuldigen Muthwillen, daß sie ihn mit in den brausenden Kreiß ihrer Freude riß, und sie machte ihn jetzt zu einen frohen Kinde, wie er sie vorher zu einer halben Prophetin.

Und wer gewinnt mehr dabei? ich oder Sie? fragte sie fröhlich, und wer gibt mehr, ich oder Sie?

O fröhliches, theueres Wesen, rief er berauscht, wehe dem Manne, der den Reichthum, den Sie dem

Leben geben, nicht achtet. O Pauline, (er beugte seine Knie) dürfte ich Ihnen sagen, daß — still Gabler, das darf ich nicht hören, wissen Sie ja.

Stolz trat Gabler zurück, mit der Hand die gerunzelte Stirn bedekend. Stiller wendete Pauline sich ab, sie fühlte, wie glücklich sie seyn könnte

Er wußte es, daß Paulinens Hand, dem Grafen Georg bestimmt war. Sie machen Ihre Tochter unglücklich, Herr Graf; denn wenn Pauline den Grafen Georg nicht liebte.

Pah! Gabler, eine halbe Million ist ein reicher Ersatz für eine Posse, die man verfehlt.

Gabler sagte dasselbe zu Paulinen Sie seufzte. Ist es nicht auch eine Tugend, Gabler, sich geduldig in sein Geschick ergeben?

Wenn es eine Tugend ist, dem Geschick zu entgehen, nein!

Auch ist es ja so gewiß noch nicht, als mein Vater es meiner Gestalt zutraut. Vetter Georg hat zwischen zwei Mädchen zu wählen, zwischen mir und Elisen Rothsand.

Arme Pauline! wenn er Sie nicht wählte. Wie konnten Sie je Ihr Auge gegen einen Mann wieder emporrichten? Oh!

Was ist Ihnen, Gabler? Was ergreift Sie so?

Die Vorstellung des Sklavinnenmarkts in Constantinopel! Jeder Mensch hat seinen Preis, sagt Shaftsbury; aber einen schändlichern Preis hat der

Teufel

Teufel für das Herz, für die Liebe, für die Schönheit nur, nie geboten, als eine halbe Million, die Güter Ihres Vetters. Er drehete sich kalt ab und ließ Pauline ängstlich allein mit diesem Bilde.

Aber sie flog leicht darüber hin. Sie dachte an des Vetters bleiches Aussehn, an seine wankende Gesundheit, eine junge reizende Frau im Wittwenschleier flog schnell und doch beschämend vor ihren Augen vorüber. Sie hofte auf einen glücklichen Zufall, und hofte sie nicht und klagte sie ihrem Vater, so sagte der: kleine Thörin! ich bin nicht reich, Pauline. Wäre der Herr von Gabler reich — erröthe nur, mein Kind, bei diesem Namen! so wollte ich — wär es auch nur eine Grille von dir, dich gern glücklich machen. Aber ermiß du selbst, Pauline. Frau von Gabler in einem kleinem, zerfallenen Häuschen, auf einen Gütchen, das verschuldet ist, halb Dame, halb Bauerfrau, der Spott der Adlichen umher, die uns beneideten, die Verachtung der Wohlhabenden Bürgerlichen, dein Leben zubringen in der Milchstube und am Rade. Kann das dunkle Bild den vergänglichen Strahl der Liebe auf immer erhellen? Wohlan! Aber ehe du wählst Pauline, überlege ja recht besonnen.

Pauline schauderte zurück. Sie war einen Tag lang übler Laune, aber sie dachte wieder an die bleiche Farbe, an die wankende Gesundheit des Vetters und ließ sogar ein Wort von den Wittwenschleier ganz leise gegen Gablern fliegen, und Gabler — Sie wußte

doch

doch nicht was sie davon denken sollte — Gabler war seit diesem fliegenden Wörtchen fröhlich und muthwillig wie sie selbst. Die Seherstunden, die Prophetenschauer waren nur noch selten, und der fröhliche Jüngling gefiel ihr um desto mehr.

Aber nicht ganz so sorgenlos war der Graf Steinbühl, denn Elise von Rothsand hatte zwar nicht den üppigen, unwiderstehlichen Reiz seiner Tochter, sie war aber doch wie eine Mondhelle stille, milde Nacht gegen einen schönen, freudelauten, heisen Sommertag, und was noch mehr war, es war ein geheimes Band zwischen den Grafen Georg und Elisen, über dessen Gewalt der Oheim zwar spottend lächelte und vor dem er doch zuweilen erzitterte.

Georg und Elisens Mütter waren Schwestern gewesen, in frommer religiöser Einfalt, in ungestörter Familien- und Schwesterliebe von frommen Aeltern erzogen. Beide Schwestern liebten sich unendlich, und in stiller Hofnung, auf Gott hatten sie beide heimlich ihre Kinder, Georg und Elisen, für einander bestimmt; das hatten beide Kinder früh von den frommen Müttern erfahren. Georgs Mutter starb früh; doch sagte sie ihrem Sohne, wie sie ihn segnete: laß Elisen nicht fahren, mein Sohn Georg. Aber Georg vergaß es bald; denn er wurde von Elisen getrennt, da er noch ein Kind war. Er sah sie nicht wieder.

Seit

Sein Vater bestimmte in Testamente, um doch halb seiner frommen Gemahlin Wunsch zu erfüllen, er sollte eine seiner beiden Cusinen heyrathen, Pauline oder Elisen.

Elise lebte still bei ihrer Mutter. Das Mutter-Herz hing an Schwester und Tochter; und da sie ihre Gesundheit wanken fühlte, lächelte sie dem Grabe hoffend zu, warf einen Blick voll Zärtlichkeit auf ihre Elise und sagte mit nassen Augen: o Elise, würde doch deiner Tande und mein Wunsch erfüllt! O Elise, vergiß meiner Schwester Sohn, Georg, nicht! laß nicht von ihm.

Dann beugte Elise das freundlich erröthende Gesicht auf ihrer Mutter Hand und sagte: laß Gott walten gute Mutter!

Das ist Gottes Waltung, Kind! Versprich mirs, dein Herz an keinen Mann zu hängen, so lange Georg noch unverheyrathet ist. Das versprach ein leises ja, und ein noch leiserer Seufzer der frommen Elise.

Wenn die Mutter Paulinens Vater sprach, es war selten, so redete sie unverhohlen von ihrem Wunsche und von dem Plan, den sie gemacht hatte, daß Georg zuerst bei ihr einen Monat zubringen sollte, wenn er zurück kehrte. Davor zitterte dennoch der entschloßene Graf, und die Zeit der Mündigkeit des Grafen Georg war nahe.

Aber

Aber der Zufall wie er es nannte, war ihm günstiger. Elisens Mutter starb. Noch einmal mußte Elise der Sterbenden versprechen, ihr Herz an keinen Mann zu hängen, so lange Georg unvermählt bliebe. Elise versprach es und die Mutter starb zufrieden.

Elise würde nach sechs Wochen nach Steinbühl geholt. Ihr Oheim wurde ihr Vormund. Der Wagen, der Elise geholt hatte, fuhr vor. Der Graf, der Herr von Gabler und Pauline giengen ihr an den Wagen entgegen. Hoch erröthend saß Elise da, denn sie konnte kaum das schöne Haupt beugen, auf dem Schoße hatte sie ein Nest mit ein paar brütenden Turteltauben, ein Geschenk ihrer Mutter, neben ihr lag der Schoßhund ihrer Mutter und am Fenster hing ein Bauer mit einen Canarienvogel, den ihre Mutter geliebt hatte.

Eine ganze Menagerie, wie es scheint, Elise, sagt der Graf lachend.

Mit einem demüthigen Blicke antwortete sie: vergeben Sie es mir, das ist mein Alles! alles was mir noch übrig ist von meiner geliebten Mutter!

Gabler nahm ihr das Nest mit den Tauben und den Bauer ab, und nun fiel sie an die Brust ihres Oheims, dann weinend in Paulinens Arme. Sie gieng mit Paulinen auf ihr Zimmer, nachdem sie erst ihrer Jungfer aus dem Wagen geholfen hatte.

Nun Gabler, meine Nebenbuhlerin! rief Pauline lächelnd.

Eine gefährliche, Pauline, behaupte ich. Das blasse Gesicht, was der Schmerz verschönert hat, Pauline dieser Blick voll frommer Unschuld, diese Demuth in der Haltung der Gestalt. Ich will nicht von Reitz reden, nur vom Charakter erst, welcher der Schönheit den Reitz geben muß.

Und die bedeutenden Sympole, nicht war? Das eingesperrte Vögelchen, die Hausfrau; der Hund, die Treue; die brütenden Tauben auf dem Schoße, die Mutter? nicht wahr?

Ja, ganz gewiß! obgleich sie sagte, es wäre nur Andenken an die geliebte Todte.

Aber Gabler hatte noch mehr gesehen, als er sagte. Er hatte das glänzende, offne dunkelblaue Auge gesehen, den feinen, blühenden Mund, die Morgenröthe auf den schönen Wangen, die feine edle Gestalt, den leichten lebenvollen Gang, der schwarze Flor auf dem reichen blonden Haar, die schöne, demüthige, reine Jungfrauen-Gestalt, das Nest mit den Turteltauben erinnerte ihm an die Reinigung Maria von Guido in Wien. Er stand nachdenkend am Fenster, bis Elise mit Pauline in den Saal trat.

Da fragte der Oheim, da fragte Pauline, und über Elisens Lippen floß ein Strom von sanften, schönen Gefühl und die reinste Harmonie der Musik. Sie erzählte von ihrer Mutter, und von der geliebten Schwester ihrer Mutter, und von Georg, den

sie

sie nun so lange nicht gesehen, mit einer so schönen Begeisterung, mit Ausdrücken, mit Wendungen, die sogleich ihre innern Hoffnungen verriethen, aber auch die reine Unschuld ihrer schönen Seele.

Der Graf betrachtete sie mit nachsinnenden Blicken. Selbst Pauline sagte heimlich zu Gablern: mich dünkt jetzt, Sie haben recht, Gabler.

Acht Tage war Elise in Steinbühl, da wurden des Grafen Blicke noch sinnender, denn der General, sein Schwager, lachte laut auf, da der Graf von der wankenden Gesundheit seines Neffen redete.

Wankende Gesundheit? rief der General, Schwager, wer hat dir das Mährchen aufgebunden? Mein Sohn hat ihn in Lusanne vorigen Sommer gesehen. Er hat seine zehn Zoll, auf seinem Gesicht blüht die frischeste Gesundheit.

Wie? wie so, lieber Schwager?

Wie ich dir sage. Er ist ein Mann, sagt mein Sohn, und der versteht sich darauf, ein edler Mann, ein schöner Mann, der allen Mädchen die Köpfe verdrehen wird, sagt mein Sohn.

Nun, dein Sohn weiß doch meinen Plan. Was meint er?

Er hat mit ihm über das Testament geredet, das er auch in Ehren halten will, hat Graf Georg gesagt, wenn eines von den Mädchen so ist, als er eins sucht.

Und was für eine sucht er, Schwager?

Nicht

Nicht viel verlangt er, und doch sehr viel: eine treue Seele, ein volles Herz, Schönheit versteht sich ohnehin. Liebe und Treue sucht er, wie jeder Ehrenmann, Schwager; aber von so echter Art sucht er sie, daß er, denke ich, die Erden durchreisen kann, ehe er sie findet. Nehmet Euch in Acht, er wird hier seyn, wenn er mündig ist; aber unter einen fremden Namen. So ein Wörtchen hat er zu meinem Sohn fliegen lassen. Aber Paulinchen, was du für ihn thun kannst, das kann er reich belohnen.

Pauline warf einen Blick auf den Herrn von Gabler, Gabler käuete finster an seinen Nägeln. Ich thue am besten, sagte er, da er mit Paulinen allein war, ich reite davon, denn ich sehe an diesen Blicken, wie tief des Generals Beschreibung in diese Brust gedrungen ist.

Sie sind ein Thor, Gabler. Wäre ich Herr meines Geschicks. —

Warum sind Sie es nicht? fragte Gabler bitter. Ich wenigstens bin es; Leben Sie wohl.

Wunderlicher Mensch! lassen Sie mir Zeit, einen Entschluß zu fassen.

Pauline fühlte in ihrem Innern, wie glücklich, wie unendlich glücklich sie seyn würde, wenn Gabler so reich wäre, als Georg. Aber das war er nun einmal nicht. Sie mußte sogar den Wittwenflor aufgeben und mit ihm alle Hoffnungen. Aber das prächtige Schloß zu Steinbühl neben der Hütte, die ihr

Gab-

Gabler zu bieten hatte; die reiche Gräfin mit blizenden Edelgesteinen bedeckt, neben der unbekannten, ungesehenen Hausfrau? Es war unmöglich.

An einen schönen Morgen entdeckte sie dem edlen jungen Manne das Opfer, das sie ihrem Vater zu bringen entschloßen war. O, sagte sie mit aufrichtigen Thränen: ich weiß es, wie theuer das Opfer ist, daß ich bringe. Ich weiß es.

Gabler betrachtete sie lange. Dann sagte er lächelnd: Pauline, warlich, das ist das Herz nicht, was ihr Cusin sucht. Liebe und Treue sucht er, sagte der General, und er sezte hinzu: wie jeder Ehrenmann. Ich suche auch Liebe und Treue, und wäre ich zehnmal reicher als der Graf Georg, ich würde für ein Herz voll treuer Liebe meine Schäze hinwerfen, wie verächtlichen Staub. Sie geben ein Herz um Gold auf, Pauline, mein's Pauline, Sie haben es aufgegeben! Er bückte sich.

Sie wollen das Opfer nicht sehen, das ich bringe, Gabler, sagte Pauline erröthend.

Das einzige Opfer, was der Mensch nicht bringen sollte, Pauline, die Wahrheit. Und ein Mädchen hat keinen schönern Reiz, keine schönere Tugend, als die Wahrheit ihrer Gefühle.

Wahrheit? wie so? Wieder ein Räthsel! bin ich nicht wahr gegen Sie?

Gegen mich! auch gegen Ihren Cusin, der nur einzig die Wahrheit sucht?

Nun

Nun, und diese unschuldige, fromme Elise, wie Sie sagen, will sie nicht auch des Vetters Hand?

Wie anders! wie ganz anders! des Vetters Herz will sie, nicht Steinbühl.

Doch ohne ihn zu lieben? Was ist da der Unterschied?

Was? o Himmel! Himmel, Pauline! der sterbenden Mutter Wunsch erfüllt sie, des Himmels Wunsch! Elisens Wunsch ist ein Opfer, was sie der Tugend, der Wahrheit bringt. Lassen Sie Georg einen Bettler seyn, sie drückt ihn dennoch an das volle Herz, und ihre erste Umarmung wird Liebe.

Ich wollte, Gabler, Sie verwirrten die Empfindungen des Mädchens, wie Sie meine verwirrten! nur um zu sehen, wie viel sie besser ist.

Nur darum? darum nur? Pauline, Sie wollen ja mit mir wahr seyn, Sie wünschen das, weil Sie die Nebenbuhlerin fürchten. Es ist der Wunsch Ihres Vaters? Wahrheit, Pauline!

Nun ja, lieber Gabler. Mein Vater wünscht, daß Elisens Herz versagt seyn möchte, wenn Georg käme. Ich weiß nicht, ob Sie das so böse finden. Ich aber, hier ergriff sie seine Hand mit einer freundlichen Zärtlichkeit, ich habe noch ein schönes Interesse dabei; wenn Elise Sie liebte, so wäre Elise, ach! wie glücklich, und der erste Freund meines Lebens wäre

mein

mein Verwandter. Ich wollte, Sie könnten es von dieser Seite sehen.

Ich suche, wie jeder Ehrenmann, ein Herz, Liebe, und hat Elise ein Herz für mich —

Nun denn, Sie sind doch nicht besser als ich, Gabler. Gabler lächelte, und für Ihre Ansicht des Lebens paßt auch, denk ich, die fromme Elise besser, als ich, das Weltkind.

Das ist Wahrheit, Pauline das?

Beim Himmel! Gabler! das ist Wahrheit. Und gestehen Sie, mein edler Herr, daß sie eine Elise suchten —

Wahr! wahr, Pauline! Ich hätte Sie mit unendlicher Liebe umfassen können, wenn Ihnen die Liebe alles war. Aber der Graf Georg sucht was ich suche, und Sie werden ihn täuschen wollen.

Pauline lächelte. Wie Sie mich täuschen wollten.

Beim Himmel, nein, Pauline! das werden Sie mir glauben, das gewiß.

Von diesem Tage an wendete Gabler sich an Elisen, und der Graf und Pauline gaben ihm volle Macht, mit dem Mädchen allein zu seyn. Er lernte mit Bewunderung die Tiefe ihres schönen Herzens kennen, und ihr einfach reicher Geist entfaltete sich vor seinen erstaunten Blicken, wie das Licht und der Tag, und die Erde, und die Welt sich den Blicken des Sehendgewordenen entfaltet. Eine neue Welt

ging

ging auch in Elisen durch die Freundschaft mit Gabler auf, aber keine fremde. Sie trat hinein, wie in ihr Eigenthum. Sie verstand sein edles Herz, sie verstand seine Ahnungen, sie theilte sie mit ihm. Oft wenn er neben ihr saß am schönen Abend auf der Höhe, wo vor ihnen die Sonne sank und der Mond stieg, und ihr Gespräch stiller und heller wurde wie die Natur, sagte sie: es ist als müßten Sie mein Bruder seyn, Gabler. So saß ich neben meiner Mutter, das waren ihre Worte, das waren ihre Gedanken, die meine Liebe gegen die Theuere so schön machte.

Sie versank bei diesen Worten in einen seligen Traum. Und woran denken Sie jetzt, Elise.

An meine Mutter und an meinen Vetter Georg. O Sie kennen ihn nicht. So, so würde er mit mir reden, so, und — ich würde noch glücklicher seyn, Gabler, denn er ist meiner frommen Tante Sohn, die mich und ihn so innig liebte.

So wurde alles, jede Empfindung zu einer neuen Liebe gegen ihre Mutter und gegen ihrer frommen Tante Sohn. Sie gewöhnte sich an Gablers Umgang. Seine Freundschaft war ihr alles; aber kein unruhiges Gefühl störte den tiefen Frieden ihrer Seele. Sie liebte nur den Vetter Georg.

Der Graf und Pauline sahen das Vertrauen Elisens zu Gabler, wie es von Tag zu Tag immer voller wurde, sie sahen die Sehnsucht des Mädchens,

das

das stille Verlangen, wenn Gabler einmal nicht da war. Mit Freude sahe Pauline, wie Elise von Fenster zu Fenster ging, um ihn bald von der Höhe oder aus dem Dorfe her entgegen zu sehen, wie sie ihren Sonnenschirm schon eine Stunde vorher, ehe er kommen konnte, zurecht stellte, die Handschuhe an und auszog, nach der Uhr horchte, weil sie glaubte, sie ginge nicht mehr, und endlich sanft klagend sagte: warum mußte er auch heute gehen!

Mit Freuden hörten sie von Elisen sagen: so wie Gablern, stelle ich mir Vetter Georg vor. So gut ist er! so sanft! so lieb! dann erzählte Elise Paulinen, die neben ihr auf dem Rasen saß, von Gabler, was er ihr erzählt hatte, wie er gedacht, empfunden, und zuletzt mußte Pauline fragen: von wem redest du eigentlich, liebe Elise, von Gabler, oder Georg? Aber Elisens Frieden störte diese Verwirrung nicht. Ihr Herz war mit sich Eins.

Das erzählte Pauline Gablern, das ist Liebe, Gabler!

Die reinste, die schönste, die unschuldigste! eine überirdische Liebe Pauline! so lieben Engel und himmlische Geister! Und mein Herz zerfließt, in diesem überirdischen Entzücken!

Eine ganz kleine irdische Zuthat werden Sie doch zugeben, mein überirdischer Herr!

Nicht die kleinste, Pauline, denn redet sie weniger von Vetter Georg?

Was

Was ich nicht begreife. Und Sie sind so ruhig Gabler?

Ruhig, weil Elise ruhig ist, glücklich, weil Elise glücklich ist. Liebte ich Elisen, wenn ich es nicht wäre?

Und wenn sie nun den geliebten Vetter wählte?

Elisens Glück würde mich beglücken, sonst hätte ich sie nicht geliebt.

Das machte Pauline ein wenig unruhig. Die Ruhe Gablers schien ihr Gleichgültigkeit. Zwar sah sie, wie Gabler an Elisen hing. Aber, dachte sie, mit mädchenhaften Triumpfe: könnte nicht noch eine heimliche Liebe gegen mich in Gablers Herzen liegen? Könnte nicht eine Hoffnung auf meinen Besitz Gablers Betragen leiten? Sie beschloß den kleinen irdischen Zusatz zu der Geister-Liebe Elisens hinzuzuthun, und ihre Augen über die Art ihrer Empfindung zu öffnen.

Ach, der armen Paulinen Herz schlug ängstlich bei allem was sie that. Die Liebe Elisens zu dem Grafen Georg war so fromm, so heilig, das fühlte Pauline recht sehr. Sie fühlte es darum mit desto größerer Schärfe, weil sie zu gleicher Zeit fühlte, wie glücklich sie selbst in Gablers Armen seyn würde. Ja es mischte sich so gar eine eiferschütige Empfindung mit ins Spiel, die sie unglücklich machte.

O, rief sie mit tiefem Verdruß: Elise liebt Gablern, wie ich. Sie will des Grafen Besitz, wie ich,

und sie ist ruhig und glücklich, und ich — bin — ach! gar nicht glücklich! Seltsames Geschick!

Mitten unter diesen Gedanken trat freundlich Elise ins Zimmer. Eine selige Ruhe schimmerte in den klaren Augen. O Elise, rief Pauline: ich wollte, ich hätte deine Brust voll Ruhe.

Sie sagte diese Worte mit einer Leidenschaft, vor der Elise heftig erschrak, denn sie liebte Paulinen. Sie drückte sie an sich. O, sagte sie: was hättest du denn verbrochen, liebe Pauline, was dich unruhig machen könnte!

Verbrochen? Elise, kann denn nicht der Tugendhafte unglücklich seyn?

Unglücklich? so sagtest du nicht, Pauline. Unruhig sagst du! Unglücklich kann das Schicksal dich machen, so sagt recht oft meine Mutter, Pauline, und fast eben mit den Worten, sagte es gestern auch Gäbler; aber die Schuld kann nur den Menschen unruhig machen. Unruhe kann nur entstehen, wenn ich nicht will, was ich soll. Das Herz kann brechen vor Schmerz Pauline, aber unruhig kann es nur die Schuld machen. Nein, Pauline, eine Schuld liegt nicht auf deinem Herzen! Du hast nichts übles vor!

Pauline erblaßte. Sie fühlte in einem martervollen Momente daß sie nicht rein war von Schuld. Sie beschloß Elisens Herzen, die selige Ruhe zu lassen.

Aber

Aber die Zeit rückte näher, da der Graf erscheinen sollte. Ihr Vater hatte Nachrichten von ihm eingezogen. Man nannte ihn den edelsten, den schönsten, den großmüthigsten Mann. Sein Geist war gebildet, sein Herz warm, sein Leben rein von jeder Schuld. Er war ein Ideal der männlichen Tugend, und er suchte nach einem einfachen frommen, liebenden Mädchen. Und da stand Elise in ihrer göttergleichen Schönheit. Aus dem reinen Auge leuchtete die fromme Unschuld, und die stille Flamme der Liebe, und mit diesen himmlischen Reizen, das wuste Pauline, würde sie sich in Georgs Arme werfen, mit den Erzählungen aus ihrer Kindheit, die sie zusammen verlebt hatten, sein Herz bestürmen; Pauline kannte diese rührende Erzählungen der Kinderspiele, des Vertrauens, der Liebe zwischen Georg und Elisen aus Elisens Munde.

Sie durfte nicht mehr zögern. Sie hatte sonst Georg verloren, wie Gablern.

Sie hing sich an Elisens Arm und ging mit ihr, da Gabler ein paar Tage abwesend war, in die Einsamkeit des dunkeln Parks.

Gablers Reise, Gablers Wiederkunft war Elisens warmes Gespräch.

Und wie würde diesem Herzen seyn, wenn er nun gar nicht wieder käme? fragte Pauline, ihre Hand lächelnd auf Elisens Herz legend.

Gar nicht? sagte Elise, das unruhige Auge auf Paulinen richtend. O guter Gott, du weißt doch nicht etwan, daß er nicht wieder kommt?

Er kommt gewiß wieder — erblasse nur nicht so, Elise! Er kommt wieder. Aber einmal muß er doch ausbleiben; oder ich verstehe dich nicht, Elise.

Einmal? Wen? Warum?

Warum? das frage ich auch. Er würde wegbleiben, wenn es seyn müßte, und dann vor Gram sterben. O, wie er dich liebt, Elise! mit welcher unendlichen Liebe! Sein Herz würde in stummer Liebe, in stummen Schmerze brechen, und Deines? Deines?

Mein's? Sein's? fragte Elise unruhig: ich verstehe dich nicht, liebe Pauline.

Du liebst ihn, Elise?

O gewiß; zärtlicher könnte ich meinen geliebten Bruder nicht lieben.

Einen Bruder? Elise, du verstehst dein eigenes Herz nicht und auch sein's nicht. Gabler liebt dich anders, und wärmer, und lernst du sein Herz und deines nicht besser verstehen, so wirst du Unschuldige sein Herz vor Gram zerbrechen und dann Deins.

O du brichst mir das Herz schon, obgleich ich dich nicht verstehe. Das Mädchen schwamm in Thränen.

Er liebt dich, aber wie viel anders als du denkst, Elise. Sein ganzes Herz hängt an dir — bei diesem

Aus-

Ausdrucks fühlte Elise eine schmerzliche Unruhe in ihrem Innern erwachen — sein ganzes Leben, sein Wesen, sein Glück, seine Hoffnung. Ohne dich würde sein Leben, eine immerwährende Trauer seyn. Er kann nur glücklich seyn, wenn du ganz sein bist, sein Weib.

Elise unterbrach sie nicht. Sie senkte nur das erblaßte Gesicht in den Busen voll schmerzender Dornen. Pauline fuhr fort. Und auch du, Elise, liebst ihn eben so, eben so! du kannst nicht glücklich werden, wenn er nicht dein Gemahl wird.

Hier hob Elise schnell das Haupt zur Antwort, aber ein schnelles Gefühl der Schuld senkte es wieder tiefer zum Herzen. Sie faltete die Hände, sie hob sie gefalten empor und rief leise, aber mit Herzzerschneidenden Tönen: o Mutter! Mutter ich habe dir das Gelübde gebrochen. O ich bin schuldig!

Schuldig? liebe fromme Thörin! schuldig? nein, du bist unschuldig, wie ein frommes Gebet, wie das Lächeln eines Kindes. Denn du liebst ihn ja ohne es zu wissen.

Ach, mit einem Entzücken ohne Gleichen, fiel sie in Paulinens Arme: ach, geliebte Pauline, bin ich unschuldig, o bin ich's! Wie sagtest du, wie ein frommes Gebete, wie das erste Lächeln des Kindes am Busen der Mutter? und so will ich es bleiben, Gott stärke mich! Sie lief in das Haus zurück um zu beten.

Ich

Ich habe ein Herz glücklich gemacht, sagte Pauline auf dem Rückwege in schönen Triumphe.

Gabler kam zurück, Pauline erzählte ihre That. Sie haben nicht wohl gethan, Pauline! sagte Gabler.

Ich habe ein Herz beglückt! sagte sie stolz.

War das Ihr einziger Zweck, so haben Sie wohl gethan; das bedenken Sie, Pauline. –

Aber wie erstaunte Pauline, da auf einmal Elise Gablern wie einen Fremdling behandelte, ihm auswich, ihn floh, und wie argwöhnisch wurde sie, da Gabler nichts, gar nichts that, sein Vertrauen mit Elisen wieder herzustellen und doch ruhig und heiter blieb. Sie zitterte jetzt im Ernst, daß Gabler noch immer auf ihre Hand rechnete, und daß Elise ihre Hoffnung auf Georg nicht aufgegeben hätte.

Haben Sie wohl gethan, Pauline? fragte Gabler nach acht Tagen.

Wenn auch nicht wohl, mein Herr, antwortete sie kälter; so bin ich doch zu einer Ueberzeugung gekommen, die mir recht lieb ist, daß ich nicht schlimmer bin als die fromme, heilige Elise, nicht schlimmer als Sie, mein Herr, nur aufrichtiger, und so wäre ich ja wohl besser als Sie?

Ich weiß nicht was Sie meinen.

Das war Ihr Vorwurf, daß ich ohne Liebe meines Cusins Besitz wünschte. Elise wünscht dasselbe und liebt gar einen andern mit einer heisen Lei-

denschaft. Wer betrügt den Grafen Georg mehr, ich oder Elise?

Elise liebte, ohne es zu wissen. Sie opfert diese Liebe ihrer geliebten Mutter. Sie würde den Grafen Georg täuschen, wieder ohne zu wissen, daß das eine Schuld ist.

Darf ich der Heiligen das sagen, damit sie weiß, was Schuld ist, was Unschuld?

Wenn Sie wollen, wenn Sie glauben, daß Sie es dürfen.

Haben Sie es mir nicht gesagt, Gabler?

Gabler bückte sich ruhig. Und Pauline ging ein wenig erbitteter zu Elisen, die sie in Thränen traf.

Elise, sagte Paulinen sehr freimüthig, daß sie das Versprechen, was sie ihrer sterbenden Mutter gethan hätte, halten wollte.

Fromme Seele! seufzte Paulinen: und du willst unglücklich werden?

Unglücklich, nur nicht schuldig.

Und wirst du Georgen sagen, daß du Gablern liebst? Elise schwieg. Georg will eine Gattin, die ihn liebt, ein Herz, das nie für einen andern geschlagen hat. Und du könntest ihn täuschen, ihn, wenn er sich dir in unbesorgten Vertrauen nähert? Er fordert Liebe, du gibst ihm nichts als deine Hand, er fordert ein Herz, das ihm nicht gehören kann, weil es für Gablern schlägt.

O Pauline, rief Elise, nach einem langen, sinnenden Stillschweigen, du rettest mich zum zweiten Male. Und nun laß mich.

Darf ich Dir nicht rathen, liebste Elise?

Was recht ist, muß ich selbst finden, Pauline, sagte immer meine Mutter, und — ach — Gabler.

Sie blieb allein, nach acht Tagen kam Elise ruhig, entschlossen, das sah man an dem hellen Auge, — zu ihrem Oheim. Liebster Oheim, sagte sie liebkosend, ich habe mein Ziel in der Welt erreicht.

Und das wäre? fragte lächelnd der Graf.

Eine Zelle im Kloster Windenburg. Sie kaufen mich dort ein, lieber Oheim. Gabler und Pauline theilen mein Vermögen, was mir übrig ist.

Nein Elise, rief Pauline dazwischen: du mußt glücklich werden. Dieser rasche Entschluß —

Ist ein fester Entschluß, kein rascher, ich habe meiner Mutter gelobt, ich muß Wort halten?

Und Gablern willst du das Herz brechen?

O das! doch nein, Gabler ist ein Mann, das weiß ich, Pauline. Er wird den Schmerz tragen, wie ich, und der Schmerz ist nicht ewig, aber die Schuld. Ich kann nicht anders. Es muß so seyn.

Darfst du entscheiden, meine fromme Elise, ohne Gablern?

So laß ihn kommen. Ich kenne ihn.

Gab-

Gabler kam. Man trug ihm Elisens Entschluß vor. Ist, sprach er in großer Bewegung, das der Entschluß ihrer frommen Seele, so kann ich nichts dagegen sagen. Wenn ihr Herz, geliebte Elise, sich stark genug fühlt, den Schmerz der unglücklichen Liebe zu tragen, so müßte ich erröthen zu sagen, ich wäre zu schwach dazu. Und doch müßte ich es sagen, du theures, frommes, geliebtes Mädchen.

Seht Ihr, o seht Ihr, rief Elise, voll Freuden: ich kannte sein Herz, denn wie hätte ich ihn sonst lieben können. O Gabler, Gabler, ich werde dennoch glücklich seyn, edler Mann.

Und das ist Ihr Ernst, Herr von Gabler, fragte Pauline.

Mein völliger Ernst. Sie zweifeln doch nicht, daß ich Elisen liebe?

Ich zweifle an mehr, mein Herr! aber Ihr Triumph wird nur halb seyn.

Da trat der Graf vor, fürchtend, daß Gabler gar beleidigt werden könnte. Sie lieben Elisen, Gabler? Und wenn sie einwilligt, so nehmen Sie ihre Hand?

Und bin der glücklichste Mensch, den je die Erde trug.

So lassen Sie mich, Gabler. Elise wird die Sachen anders sehen, wir werden glücklich seyn.

Sie gingen aus einander.

Nach

Nach einigen Tagen entdeckte Pauline Elisen, daß Gabler Anstalt mache abzureisen. Sie bat sie, sich zu entschließen, Gablern ihre Hand zu geben. Denn ist er fort, du kennst den Herrn von Sor, er liebt dich, und mein Vater, dein Vormund, Elise, ist fest entschloßen, deine Hand dem Herrn von Sor zu geben.

Da erblaßte Elise, denn unter allen Menschen war ihr Sor der Verhaßteste, denn er verspottete alles, was heilig war. Du willst den Grafen nicht, fuhr Pauline fort, Gablern nicht, dann, dann ist der Vormund Herr über deine Hand. Ich beschwöre dich, Elise, du kannst deinem Elende nicht entgehen, wenn du nicht Gablers Frau wirst.

Elise zitterte, und Pauline überliß sie ihrem Schrecken; denn jetzt war Pauline überzeugt, daß Gabler Elisen dem Grafen zuspielen wollte, um dann ihre Hand zu erhalten.

Elise stand zitternd am Fenster, ihre Blicke gen Himmel, dem Geiste ihrer Mutter zuwendend. Da erblickte sie Gablern im Garten. Sie flog hinab, von dem edlen Manne Hülfe zu fordern.

Seyn Sie ruhig, Elise, Sie sind schon längst gerettet, wenn Sie Vertrauen zu diesem Herzen haben.

Das habe ich Gabler.

Das höchste, das höchste, was je ein Mensch hatte. Sie reichte ihm fest die Hand. Nun denn,

Elise, sagen Sie Ihrem Oheim, daß Sie mich heirathen wollen. Sie sah ihn groß an. Fragt er wann: so sagen Sie, so bald er will. Denn man erwartet in kurzem ihren Vetter Georg. Man wird eilen. Ihr Oheim wird den Tag unserer Verbindung bestimmen. Seyn Sie ruhig. Man wird die Familie zusammen laden. Man wird Ihnen die Brautkrone aufsetzen, man wird Sie schmücken. Wir werden in der Kapelle vor den Altar treten. Wenn Sie denn wollen, sagen Sie, ja, und Sie sind gerettet.

Gerettet? gewiß?

Gerettet! gewiß! Ehe man einen neuen Anschlag entwerfen kann, ist Ihr Vetter hier, und Sie lieben uns ja beide? Elise! Gerettet sind Sie, wenn Sie mir vertrauen!

Elise fragte noch viel, und Gabler versicherte ihr, daß niemand in der Welt sie zwingen sollte, konnte.

Sie glaubte; sie machte ihren Oheim ihre Erklärung. Der Hochzeittag wurde festgesetzt. Die Familie wurde eingeladen. Die Kapelle im Schlosse wurde geschmückt, die Braut wurde geschmückt. Pauline setzte Elisen die Brautkrone auf. O rief Elise, da sie einen Augenblick allein war, wie glücklich könnte ich seyn, Geist meiner theuren Mutter, wenn du nicht mein Gelübde hättest.

Gab-

Gabler kam. Die Hochzeitgäste gingen in prächtigem Zuge in die Kapelle. Elisens Herz zitterte immer mehr, aber sie warf einen Blick auf Gablern und sie glaubte ihm.

Die Orgel rauschte, der Gesang stieg empor. Da trat Gabler an den Altar, die zitternde Elise an seiner Hand. Eine Todtenstille. Der Prediger, ein alter ehrwürdiger Greis, hob die Hände hoch empor, und rief mit weinender Stimme, diesen Tag, Barmherziger läßt du mir noch erleben! den Tag der Freude! Dann wendet er sich an den Bräutigam mit den Worten: Ihren ganzen Namen.

Laut sagte Gabler: ich bin Wilhelm Georg Graf und Herr von Steinbühl!

Grabesstille.

Der Greis sagte; Deiner Mutter Gebet ist erhört, Elise. Ich allein wuste es hier, daß dein Bräutigam unser gnädiger Graf Georg ist.

O meine Mutter! rief Elise vor dem Altar kniend und dann sank sie schwankend in die Arme des Grafen Georgs. Sie waren getraut. Da drängten sich die Bauern heran und schüttelten ihres neuen Herrn Hände, und riefen alle, o unser Gebet hat Gott erhört. Elise ist unsere gnädige Frau.

Pauline ein wenig bebend, der Oheim ohne sein Lächeln, womit er sonst seine Verlegenheit bedeckte, wünschte den jungen Paar Glück. Georg warf sich seinen Oheim in die Arme und sagte: verzeihen Sie

mir,

mir, mein theurer Oheim, diese Ueberraschung und bewilligen Sie mir eine Bitte.

Welche? stammelte der Graf hervor.

Daß ich bei meiner Freundin, Pauline, denn bei Gott, das war sie mir, Bruderstelle vertreten darf. Sie liebte sonst einen jungen Mann, den Herrn von Rauburg. Ein Mißverständniß zerriß diese Liebe, aber sie lebt noch in der Brust meines Freundes. Hier trat Rauburg in die Kapelle. Rothsand ist Paulinens Mitgabe. Ich weiß, meine liebe Pauline, wie sehr Sie das Gut lieben, und Elise hat es ja Ihnen zugedacht.

Rauburg hatte Paulinens Hand gefaßt. Pauline zuckte; aber sie gab dem alten Geliebten die Hand, nnd dann drohete sie dem Grafen Georg mit einem Finger, aber doch lächelnd.

Er führte sie vor den Altar. Pauline wurde glücklich; aber Georg und Elise waren selig, denn der Mutter frommes Gebet, aller Unterthanen stille Gebete waren erhört. Sie waren der Segen der Herrschaft.

Das

Das Erkerfenster.

von August Lafontaine.

Herr Ast war die ehrlichste und freundlichste Seele von der Welt, aber ein Feind alles Seltsamen; denn er erklärte den Sonderling fast immer für einen Narren, obgleich er stets bereit war, ihn von seiner Narrheit zu heilen. So war er der Freund von einem Paar der größten Sonderlinge, den Herrn von Stoll, Oheim und Neffe.

Beide lebten in einem Hause: der Oheim oben, der Neffe unten; beide die größten Weiberfeinde. Kein weibliches Geschöpf hatte je ihr Haus betreten. Der Neffe Franz, hatte nur einen alten tauben Bedienten, der aber fast nie weiter kam, als in das Vorzimmer. In seines Herrn Studierzimmer, in sein chemisches Laboratorium, in seine Bibliothek kam er gar nicht. Franz aß bei seinem Oheim zu Mittag; dann

dann ritten sie eine Stunde spazieren, dann ging jeder an seinen Studiertisch. Sie hilten sich beide für große Philosophen, und Herrn Ast, der sie täglich besuchte, für einen ehrlichen, geistreichen Mann, um den es Schade wäre, daß er von der Welt nicht so dachte, als sie.

Aber der Oheim hätte doch gern seinen Neffen verheirathet gesehen, obgleich Franzens Weiberhaß von ihm selbst herrührte und Herr Ast hatte den geheimen Auftrag von dem Oheim, den Neffen von diesem Grundsatze zu heilen. Das that Ast ohnehin, und Franz und Ast hatten schon fleißig über diesen Gegenstand disputirt. Aber Franz führte den Euripides für sich an. Ast führte das Herz des Mannes für sich an, und die Natur.

„Die Gefallsucht aller Mädchen, lieber Ast —"

„Sie sollten uns gefallen, Franz —"

„Dieser Wankelmuth —"

„Die unsere Treulosigkeit verdient. War Antophila treulos?"

„Schaffen Sie mir eine Antophila, Ast!"

„Sobald sie eine verdienen, Franz! Aber das Herz, die Natur wird sich an ihnen rächen. Sie werden einer Lais zu Füßen liegen."

Hier richtete sich Franz sechs Zoll höher auf, legte die rechte Hand auf sein Herz, hob die Linke rednerisch empor, und sagte: „Und müßten aller Menschen Herzen an Amors Altar dienen, das meine

nicht.

nicht. Die Sterne sind glänzender als des schönsten Mädchens Auge; die Pappel ist schlanker und beweglicher. Der schönste Busen kann mir nichts mehr seyn, als eine Vorrathskammer der Natur. Die weißeste Haut sind Schuppen, und was ist die lokenste Tänzerin gegen den schwebenden Schmetterling?"

„Ja, wenn Sie so sagen," sagte lächelnd Ast.

„So sage ich, weil ich ein Mann bin. Ich habe nie gefühlt, was Sie Liebe nennen, weil ich — nicht wollte."

Ast ging lächelnd zum Oheim: „Noch immer so, liebster Ast?" fragte Stoll.

„Wie soll es anders seyn? Da haben Sie die Frucht einer unnatürlichen Erziehung. Ein Jüngling gehört nicht hinter den Studiertisch. Er gehört ins Leben."

„Wie anders sollte ich ihn hüten gegen die Ausschweifungen seines Alters? Wie unglücklich bin ich! Er wird nicht heirathen, sage ich Ihnen, und mein Haus stirbt aus."

„Er wird heirathen, Herr von Stoll!"

„Was habe ich nicht gethan, liebster Ast, um ihn —"

„Gar nichts! ganz und gar nichts! In ihrem Hause ist nicht einmal Ein weibliches Geschöpf. Gar nichts!"

„Gar nichts?"

„Gar

„Gar nichts! Sie streiten mit ihm über die Liebe. Er schlägt Sie mit Ihrem eigenen Grundsätzen. Man muß ihn zwingen, zu lieben. Eine seltsame Krankheit bedarf einer seltsamen Kur. Er wird Sie ewig fragen: warum liebten Sie nicht, Oheim?"

„Ich liebte!" rief Stoll — „ich liebte, Ast!"

„Sie liebten, Herr von Stoll? Sie? Das erste was ich höre."

„Ja, ich liebte, Ast, ein theures, ach, zu theures Mädchen! Aber ich wollte ihrer Liebe, ihres Herzens gewiß seyn, gewiß, mehr als es vielleicht einem Sterblichen gegeben ist."

„Wie fingen Sie das an? Ich kann denken, seltsam genug."

„Wohl seltsam, denk' ich jezt zuweilen. Ich liebte sie unbeschreiblich, und sie verdiente Liebe. Sie war ein edles Wesen. Aber mein seltsames Mistrauen! So hören Sie! Ich verführte meine Braut, und — da sie — o Ast! — da sie schwanger war, verließ ich sie scheinbar."

„Scheinbar? wie so scheinbar?"

„Ich schrieb ihr, ich böte ihr meine Hand, die sie fordern könnte. Wenn sie mich aber liebte, so möchte sie ihre Ansprüche an meine Hand aufgeben. Ich erhielt keine Antwort. Ich war aufs Land gegangen. Nach einem Monate zog mich dennoch die unwiderstehliche Liebe zu ihr. Sie war mit ihrem Bruder davon gegangen. Ich weiß von ihr nichts.

O! ist sie todt — ich habe ihr meine Treue nicht gebrochen! Diese Hand, die meiner Amalie gehört, hat nie wieder eine weibliche Hand berührt, aber, Ast, nein — Liebe war es nicht, was sie gegen mich fühlte!"

„Und Amalie starb aus Liebe für sie, Herr von Stoll!"

„Starb? starb? Ast, woher wissen Sie das? Um's Himmelswillen!"

„Ich bin Amaliens Bruder. Ich kam hieher, um den Tod der geliebten, betrogenen Schwester an den Unmenschen zu rächen. Ich fand einen trauernden Einsiedler, einen edlen Mann, den ich lieben, den ich ehren konnte, troz seiner Seltsamkeit. Sehen Sie, Ihre Art, alles von der seltsamsten Seite zu sehen, hat Ihrer Geliebten das Leben verkürzt—" hier fiel Stoll schluchzend an Ast's Brust — „hat; denn ich muß fortfahren, Stoll, so zerschlagen ihr Herz auch ist — hat ihren Neffen dahin gebracht, entweder ohne häußliches, also ohne alles Glück in in der Welt zu leben, oder die Beute des ersten listigen weiblichen Geschöpfs zu werden, die es der Mühe werth hält, Frau von Stoll zu werden.

„Da gehen Sie zu weit, Ast! da gewiß! Er ist zu fest, und wäre er es nicht, so habe ich sein Vertrauen. Er wird mir nie etwas verschweigen! nie!"

„Franz

„Franz ist ein Mensch, ein Jüngling, wie andere, troz seiner Philosophie.“

Mensch, Jüngling, soviel Sie wollen. Aber so wenigstens habe ich ihm erzogen, daß er mir nichts, gar nichts verschweigt, besonders wenn er liebte. Was wetten Sie? Was? Wie hoch? Um wie viel, Ast?“

„Um Ihre Hand, Stoll! Ich gebe Ihnen eine Frau; denn Sie müssen glücklich seyn, und ohne Häuslichkeit ist kein Glück. Sehen Sie das ein?“

„Ja, Ja! denn ich bin meines Sieges gewiß.“

„Der Mensch ist nie einer Sache gewiß, seiner selbst am wenigsten; nur der Wille ist gewis.“

„Was wäre denn die Tugend, Ast?“

„Dennoch etwas Göttliches, Stoll! Der heilige Vorsaz, um keinen Preis zu fallen, und fällt der Mensch, sich tugendhafter aufzurichten.“

Sie hielten sich beide fest umarmt, und sie wurden beide besser in dieser Umarmung.“

„Denken Sie an unsere Wette, Stoll“ sagte Ast, und ging.

Nach ein paar Tagen pochte um Mitternacht etwas an das Fenster von Franzens Schlafzimmer.

Franz sprang aus dem Bette, öffnete das Fenster, und rief: „Sind Sie es, lieber Ast?“ Franz

 war

war es wohl gewohnt, wenn Ast in diesem Stadtviertel zu Nacht wanderte, aufgepocht zu werden, um Asten seine Börse zu geben, oder ein paar Bediente zu borgen. „Edler Mensch!" sagte Franz jedesmal; denn Ast vertraute dem jungen Menschen zuweilen ein paar seiner nächtlichen Abentheuer.

„Lieber Franz, sagte Ast —" wollen Sie einen unglücklichen Menschen retten helfen?"

„Das können Sie fragen? Wie, Ast?"

„Das muß ich fragen, lieber Franz! Ein Unglücklicher, von dessen Daseyn keine Seele etwas erfahren darf. Keine Seele! auch Ihr Oheim nicht! Habe ich darauf ihr Wort?"

„Wort und Hand! Kein Mensch soll sein Daseyn ahnen. Was giebts denn?"

„Oeffnen Sie Ihr Erkerfenster, Franz!"

Franz öffnete das Erkerfenster, daß sich ganz in die Höhe schieben ließ. Ast legte eine kleine Leiter an, stieg empor und reichte ein großes Packet, ein paar Flaschen und etwas Gebacknes durchs Fenster.

„Ein Unglücklicher, lieber Franz, denn Sie einen Tag oder höchstens zwei bei sich verbergen müssen, bis ich Sicherheit für ihn weiß. Aber Sie schweigen?" Franz reichte ihm die Hand darauf.

Ast stieg hinab. Der Fremde, soviel Franz bei der dunkeln Nacht sehen konnte, in einem Mantel gehüllt, stieg nun in's Fenster. Franz zog das Fen-

ster

ster nieder. Ast nahm seine Leiter auf und rannte davon.

Franz zündete ein Wachslicht an seinem Tachypyrion an, und der helle Schein des Lichts fiel auf die schlankeste Mädchengestalt, auf ein himmlisches Gesicht voll Unschuld, dessen Blässe sich jezt mit dem schönsten Purpur der Schaam überzog, da ein junger hübscher Mann von etwa vier und zwanzig Jahren mit dem Lichte in der Hand da stand.

Das Mädchen zitterte. Franz nicht weniger. „O mein Herr,“ sagte das Mädchen, mit einer zitternden, leisen, aber sehr harmonischen Stimme — „ich bin sehr unglücklich!“ Sie hob dabei die Hand empor, um sie auf ihr Herz zu legen. Bei dieser Bewegung fiel der Mantel von der Schulter, und floß auf den Boden, und aus dem schwarzen Nebel des Mantels trat strahlend vor die Göttin der Schönheit und der Jugend.

Franz warf einen Blick auf sie, und dann schob er das Fenster wieder auf, um hinter Asten her zu sehen, und sagte in der größten Verlegenheit: „Diese Nacht? und wohl gar noch eine? Wohin denkt er?“

Zitternd trat aber die liebliche Gestalt bei diesem Worten ihm näher, und sagte: „O wüßten Sie, wie sehr unglücklich ich bin, Sie würden mir Ihre Hülfe nicht abschlagen!“

„Mein Gott! Nein! aber — zu mir? zu mir? Hatte er denn nicht eine weibliche Bekannte?“

„Er durfte mein Daseyn,“ sagte er — „Niemanden anvertrauen, als allein Ihnen. O mein Gott! Man sucht mich! Man will mich verderben! Wohin soll ich, wenn Sie mich nicht retten wollen?“

Das sagte sie die eine Hand über die schönen, in Thränen funkelnden Augen schlagend, den andern Arm gen Himmel empor strekend.

„O mein Gott!“ rief Franz, besiegt von dieser schönen Stellung — „wie würde ich Sie nicht retten wollen? Wer wollte das nicht? Aber ich fürchte nur, daß Sie selbst —“

„O gönnen Sie mir nur einen Winkel in ihrem Hause, mein Herr, bis Herr Ast —“

„Alles was ich habe, gehört Ihnen, liebes Kind! Aber sagen Sie mir, in — —“

Das Mädcheu öffnete die schönen Lippen, um zu reden; aber Sie war so ermüdet, daß sie sich an der Stuhllehne halten mußte. Franz schob ihr einem Sessel hin, und bot ihr ein Glas Wein.

Sie trank ein paar Tropfen, und dann erzählte sie mit Worten, und mit einem Pathos, schöner als alle seine alten Dichter, daß grausame harte Verwandten, die sie nicht einmal kannte, sie aus den Armen ihrer Pflegemutter, die sie unendlich liebe, hätten reißen wollen. Hier schlug sie die schönen Augen nieder, und erröthend fuhr sie fort: „Ich sollte meine

ne Hand einen verächtlichen, lasterhaften Geizhalse geben. Dieser Abend war bestimmt, mich abzuholen. Meine Pflegemutter entdeckte mir mein fürchterliches Schicksal. Da rettete mich Herr Ast, eben da ich selbst, allein, so furchtsam, ohne die Menschen zu kennen — denn ich wurde in der tiefsten Einsamkeit erzogen — fliehen wollte. Er fand mich, da ich eben mein Haus verließ. Er nahm mich an seinem Arm; ich erzählte ihm mit ein paar Worten. Er kannte meine Pflegemutter, er kannte meine Verwandten; und der Mann, der von keinen Menschen zittert, fürchtet sie. Er war außer sich. „Gott" rief er, „wohin rette ich dich meine Klare, wohin dieser Unmenschen Arm nicht reicht? Ihr Verdacht wird sogleich auf mich fallen; denn ich war der einzige Mann der dich und deine Pflegmutter kannte." Endlich rief er freudig: „Ich habe den Menschen, der allein dich retten, denn ich deine Unschuld, Dein Glück, deine Jugend vertrauen kann." Er brachte mich zu Ihnen.

Franzen war seltsam zu Muthe bei dieser Erzählung. Alle Empfindungen seines Wesens waren erregt. Er hielt das für Mitleiden mit dem jungen Unschuldigen Mädchen und für Unwillen gegen ihre Verfolger. Das Zutrauen das der edle Ast ihm zeigte, ihm die Unschuld des Mädchens anzuvertrauen, überfüllte sein volles Herz mit gerechten Stolz.

Ruhig

Ruhig faßte er des Mädchens weiche Hand, drückte sie und sagte: Seyn Sie ruhig! Sie sind hier gerettet. Mit meinem Leben werde ich Sie schützen. Aber Sie bedürfen nach diesem ängstlichen Abende der Ruhe." Er führte sie unschuldig wie ein Vater, in sein Schlafzimmer, setzte das Licht auf dem Tisch, sagte freundlich, noch einmal ihre Hand drückend: „Gute Nacht, liebe Klara!" und gieng, um sich auf dem Sofa zu legen.

Die Nacht umflatterte eine schöne Traumgestalt seine Seele, die Gestalt des lieblichen Mädchens.

Am Morgen — sein Herz klopfte hoch — theilte er sein Frühstück mit Klaren. Sie tranken aus einer Tasse, er erröthend, dann sie. Aber er runzelte auch recht oft die Stirn. Er schrieb ein Billet an Ast, und stellte ihm die Unmöglichkeit vor, Klaren länger bei sich zu behalten.

Ast's Antwort war: „Ich kann nicht eher zu Ihnen kommen, lieber Franz, als um Mitternacht, denn ich bin von Spionen der mächtigen Verwandten des Mädchens umgeben. Wohin konnte ich sie bringen, Franz? wohin? In Ihres Oheims Hause das kein weiblicher Fuß betritt, sucht Klaren Niemand. Bei Ihnen, dem entschiedenen Weiberfeinde, noch weniger! In Ihrem Kabinette wohin nicht einmal Ihr Bedienter kommt, ist Klaren allein sicher. In keinem Hause als in Ihrem, kann das Geheimniß den Domestiquen verschwiegen bleiben. Sie

allein

allein haben alles, was zu diesem Geheimnisse gehört: zwei Zimmer, wohin niemand kommt, einen chemischen Ofen, wo Klare sich eine Schüssel Essen machen kann, und einen Charakter, bei dem Klarens Unschuld sicher ist. Ich konnte Klaren weder der Zunge eines Weibes, noch dem Alleinseyn eines Mannes anvertrauen.

Ast."

Das alles mußte Franz zugestehen, aber er harrte doch mit Ungedult auf die Mitternacht. Sie kam. Ast pochte an's Fenster. Franz öffnete. Herein reichte Ast eine Guitarre, und einen Kasten nach dem andern, die Klara geschäftigt mit hineinnehmen half. Wenn Franz den Rücken wendete, flüsterte Klara leise Asten zu: „Aber mein Gott, ich kann hier nicht bleiben, bei einem jungen Manne von vier und zwanzig Jahren!"

„Ho, der die Tugend selber ist! Oder wollen Sie lieber die Frau dieses geizigen, abscheulichen Graukopfs werden: so reden Sie!"

Trug Klärchen ihr Päckchen in das Kabinet: so fluchte Franz leise: „Sie hätten mir da den Teufel eben so gut bringen können, als das Mädchen! Sie bringt mich in eine Verlegenheit, die —"

„Die nicht groß seyn kann. Ein Mann, wie Sie, für den der schönste Busen nichts mehr ist, als eine Vorrathskammer der Natur, der den schwebenden Schmetterling schöner findet, als den Tanz der

Vi-

Vigano, der — was Teufel, was haben Sie denn dabey zu wagen, als ein paar Nächte auf einem Sofa zu liegen, und Ihren gelehrten Ofen zu einem Kochofen zu machen? Darum soll das liebe, unschuldige Ding dem Teufel von Moloch in die glühenden Arme geworfen werden? Pfui! Und eine Ewigkeit kann es nicht dauern. Und haben Sie Langeweile, wie ich glaube, bei dem Mädchen: so lassen Sie sich vorsingen. Sie singt wie eine Nachtigall."

Herab war er, und fort mit seiner Leiter, und Franz und Klare, die denn freylich schon bekannter waren, als die erste Nacht, sahen sich hell an, und lachten.

Sie sahen nach, was Ast ihnen gebracht hatte; es war ein ausgeschlachteter Kapaun und mancherley Nahrungsmittel, und Töpfe, Teller und Schüsseln, und alles Geräth, was zur Küche gehört, mit einem guten Vorrathe von Champagner.

„Ach!" seufzte Klare aus voller Seele, da sie den Vorrath sah. — „Wie lange denkt denn Herr Ast —"

„Ach!" seufzte Franz nach — „er denkt noch lange!"

Sie räumten alles in Franzens Laboratorium, und es wurde recht häußlich bei Franzen.

Mit einem Seufzer nahm Klärchen die Guitarre, sie wegzuthun. „Ach, wie mag Herr Ast denken, daß

daß ich eine Saite berühren werde!“ Leise schlug sie ein paar Akkorde an, und Thränen drangen unter den langen seidnen Wimpern hervor. Sie drückte das Instrument an Ihr Herz, zum Zeichen, wie lieb es ihr war. Er konnte nicht umhin, sie um ein Lied zu bitten. Er führte sie in sein Hinterzimmer, das an sein Hintergebäude trat. Hier hört Sie Niemand, Klare!“

Leise spielte sie vor, und sie hob das große, blaue Auge gen Himmel. Das liebliche Gesicht sah aus wie Poesie. Die lieblichen Lippen regten sich, und die Harmonieen des Himmels tönten aus ihrer Seele, aus ihren Lippen hervor.

„Nein, der Ast ist toll!“ scholl's mit tausend Stimmen in Franzens Seele; aber Klärchens Gesang machte einen neuen und schönen Frühling in seiner Seele lebendig, und ihre schöne Stimme tönte in seine Träume hinüber.

Am andern Morgen traf er sie schon vor seinem Ofen in häußlicher Geschäftigkeit, das blonde Haar noch unaufgerollt, im züchtigen, aber engen Morgenkleide. Der Wiederschein der Flamme auf ihrem Gesicht, die Bewegungen der weißen Arme, der schönen Gestalt, hinüber und herüber, ihr freundliches Zuwinken, wenn sie etwas bedurfte, was er ihr reichen sollte: alles dieß machte diesen einfachen Prozeß des Kaffeekochens zu dem gefährlichsten seines

Lebens. Er wollte fort: sein Fuß, sein Auge, sein Herz waren gebannt.

„Der verdammte Ast!“ rief er, in seinem Zimmer den Kopf aufstützend — „da schiebt er mir durch das Erkerfenster ein Mädchen, und eine ganze Haushaltung zu. Ein Wunder, daß er nicht auch eine Wiege und ein Kind darin mit hereingeschoben hat! Und meine Weisheit zerschmilzt an ihren Blicken, an ihrer Stimme, an der warmen, schönen Gestalt, an ihrem Zutrauen, wie Wachs am Feuer.“

Er sprang auf und gieng zu seinem Oheim.

„Was ist dir, Franz? fragte der Oheim nach fünf Minuten. — „So unruhig habe ich Dich nie gesehen.“ Es war nichts, als Franz hätte für sein Leben gerne Klärchen ihre Suppe kochen, und den Kapaunen braten gesehen, und er — gieng endlich hinab. Er war so zerstreut, der Philosoph, daß er nach zehn Minuten vor dem Ofen stand, und den Braten begoß; aber welche lächelnde Zauberblicke belohnten seine Arbeit!

Er konnte nicht anders; er sezte sich mit dem Mädchen an den kleinen Tisch, und das kleine sokratische Mal, das eine Glas, aus dem sie beide Champagner tranken, dünkte ihm ein Göttermahl. Der Wein öffnete des Mädchens Lippe und Seele. Sie erzählte ihrem Freunde von ihrer freundlichen Jugend, von ihrer Erziehung in der Natur, unter der

Be-

Begeisterung der Poesie, der Künste, von ihren Spielen mit den Blumen und Schmetterlingen.

Franz horchte ihr die Worte von den freundlichen Lippen, als säße die Göttin der Weisheit ihm gegenüber. Sein Herz wurde voll Flammen; aber da er wieder allein war, fluchte er auf Asten, der sich gar nicht sehen ließ.

Die Nacht kam wieder, und sie mußten doch beide Asten erwarten. Gefährliche Minuten für Franzens Philosophie! Klara sah ihres Retters Zerstreuung, und sie griff zu dem Hülfsmittel, zu ihrer Guitarre.

Ast war nicht gekommen, und sie hatten es nicht bemerkt.

Nach drey Tagen aber gieng Franz selbst zu Asten, und verlangte durchaus Klarens Abreise aus seinem Hause.

„Gut!" rief Ast voll Unwillen — „so sey sie denn die unglückliche Frau des grausamen Menschen!"

„Giebt's denn gar kein anders Mittel?" sagte Franz viel sanfter.

„Gäbe es eins: meinen Sie, ich würde dieses Mädchen bei einem solchen Weiberfeinde lassen?" Hier seufzte Franz verstohlen, und seine Wangen wurden heiß.

Sie wurden noch um drey Tage eins. Die kleine Haushaltung Franzens wurde von Mitternacht

zu

zu Mitternacht reicher, und der arme Franz dachte mit Unruhe an den dritten Tag.

Da kam denn endlich Ast durch das Erkerfenster herein. „Nun denn!“ rief er, da er vor ihnen stand. Klare schlug betrübt das Auge nieder, und Franz machte eine heftige Bewegung nach Klaren hin. Ast fragte Klaren, wie es ihr hier gefiele, und Klare, mit einem Himmel in ihrem Blicke, wendete sich gegen Franz, und sagte: „O werde ich je diese stillen, himmlischen Tage vergessen?“

Ast plauderte; immer schien er auf dem Punkte zu seyn, zu sagen: „Nun, Klare, nun müßen wir fort!“ Franz unterbrach ihn jedesmal, oder Klare.

„Wenn Sie, lieber Franz, Klaren noch einige Tage behalten könnten!“ Ein Schimmer von Seeligkeit legte sich auf beider Gesicht; aber kalt sagten beide: „Wenn es seyn muß!“ Ast gieng, und Franzens Häußlichkeit wurde immer freundlicher und zutraulicher.

Nach acht Tagen sah Franz Asten bei seinem Oheim. Franz war mürrisch; aber kein Wort von Klaren.

Nach einigen Tagen war Ast um Mitternacht am Fenster. „Nun Gottlob, Franz!“ sagte er — „ich komme Klaren abzuholen.“ Zwei blasse Gesichter waren die Antwort. „Wir sind noch,“ sagte Franz endlich — „auf gute vier Tage mit Lebensmitteln versehen.“

„Und

„Und das soll nicht umkommen?“ sagte Ast lächelnd. — In Gottes Namen denn!“

Nach vier Tagen kam Franz zu Asten mit einem ängstlichen Gesicht.

„Gut, daß Sie kommen, Franz! Ich habe für Klaren einen Mann, einen recht braven, gutartigen Mann!“

Erstarrt stand Franz da. „Einen Mann? Ast! und das sagen Sie so kalt? — Wenn Klare ihn nicht liebte? soll sie unglücklich seyn?“

Liebe? was Liebe? Sie kennen ja das Weiberherz! Es ist ein Mann, ein junger Mann!“

„Thun Sie, was Sie wollen, Ast,“ stieß Franz hervor — „aber diese Klare —“

„Ist nichts als ein Mädchen. Diese Nacht hohle ich Sie Ihnen ab.“

„Ast!“ rief bestürzt Franz. Dann ergriff er seine Hand, und Thränen traten in seine Augen. „Ich liebe Klaren!“

„Sie, dem der reizendste weibliche Busen —“

„Ich war ein Narr; oder ich bin es jetzt —“

„Jetzt“ rief Ast, sich an des Jünglings Busen werfend — „bist du ein Mensch, Franz; aber sey nun auch ein Mann! denn Sie müßen sich von Klaren trennen. Denn Sie kennen die Verwandten des Mädchens nicht. Klara muß durchaus aus ihren Augen verschwinden.“

„Sie

„Sie ist ja bei mir verschwunden, theuerster Freund! Nein! nein! Machen Sie was sie wollen! Klare ist mein! und bleibt mein! Reden Sie!"

Ast legte die Hand an die Stirn. „Nur unter der Bedingung, daß sie Ihre Frau wird."

„O himmlischer Freund! o ihr segnenden Geister des Himmels!" Er fiel in Ast's Arme.

„Und daß Niemand, auch Ihr Oheim nicht des Mädchens Daseyn ahndet!"

„Alles, was Sie wollen! Alles!"

„Ich komme diese Nacht, Franz!"

Ast sprang in's Fenster mit den Worten: „Geschwind gekleidet, Klare! Wir haben nicht lange Zeit."

Klare warf sich erblassend in Franzens Arme. Sie meinte sie müßte fort.

„Haben Sie nicht mit Klaren geredet, Franz?"

Franz schüttelte den Kopf, und Ast sagte: „Du sollst nicht von ihm, Klare, Du sollst ewig sein seyn, wenn Du ihn liebst! Der Geistliche, der Traualtar wartet auf Dich."

Da fuhr noch blasser Klare aus Franzens Armen, und nach einigen Secunden deckte die Glut der Liebe ihre Wangen und den Busen. Franz kniete vor ihr, sie reichte ihm noch errötheender die Hand,

und

und zitternd, übermannt von der Erfüllung ihrer geheimen Wünsche, sank sie in seine Arme an seine Lippen.

Da sah Ast den Himmel auf der Erde, den ersten Kuß zweier Liebenden.

In ein paar Minuten war Klara gekleidet. Ast drückte den Brautkranz auf das blonde Haar. Sie stiegen aus dem Fenster. Sie giengen eine Gasse. Sie fanden einen Wagen, und nach einer halben Stunde stieg das liebende, glückliche getraute Paar wieder durch das große Fenster, und Ast flüsterte hinauf: „Gute Nacht!“ Und alle Entzückungen des Lebens umstrahlten auf einmal zwei glückliche Herzen.

Ast brachte durch das Erkerfenster eine ganze Haushaltung, und alle Götter der Freude in das Studierzimmer des jungen Philosophen, und nach einigen Monaten sogar zog Klare mit glühender Schamröthe, und Franz mit himmlischen Stolze, eine zierliche Wiege durch das große Fenster: ein neues Geräth für die junge Haushaltung.

„Ach Freund Ast,“ sagte der Oheim — „Sie schweigen! Ich habe leider meine Wette gewonnen. Mein Neffe heirathet nicht.“

„Das wird sich finden, wenn Sie Ihren Neffen mit mir besuchen wollen.“

„Besuchen? das kann ich nicht. Seit einiger Zeit ist seine Wohnung immer verschlossen. Und Sie wissen, daß er seine Freyheit bei mir haben soll."

„Ich habe den Schlüssel zu seiner Thür. Auf meine Verantwortung Herr von Stoll!"

Sie giengen. Leise öffnete Ast die Thür zum Vorzimmer. Leise öffnete er das große Zimmer, und der Herr von Stoll erstaunte; denn auf den Knien seines Neffen, in seinen Armen, an seinen Busen gedrückt, sah er ein Mädchen sitzen.

Klare hob das Auge, und sprang bestürzt auf. Der Oheim wagte nicht zu fragen; denn was konnte er nicht hören müssen! Franz stand gerade wie sein Oheim, nur den Blick auf dem Boden geheftet. Ast führte Klaren vor dem Oheim hin, und sagte: „Ich stelle Ihnen hier die Gemahlin Ihres Neffen vor, Herr von Stoll!"

„Gemahlin?" rief der Oheim — „Gemahlin?"

„Seit vier Monaten."

„Wie ist das möglich?" Da knieten Franz und Klare zu des Oheims Füßen, und benezten seine Hände mit ihren Thränen.

„O mein Sohn!" rief der Oheim, seinen Neffen an die Brust ziehend — „Du hast meinen Wunsch erfüllt! Gott segne Dich!"

„Und

„Und hat Ihnen hier eine große Wette verloren; denn seit vier Monaten wohnt hier seine Frau, kocht, brät, wirthschaftet, singt, spielt, herrscht hier, und Sie wissen nicht ein Wort. Man muß für nichts schwören, Herr von Stoll!" Ast führte den Oheim, der immer mehr erstaunte, in die hintern Zimmer. Er stieß die Wiege an, und sagte: „Auch für dieses Geräth des höchsten Glückes mußte gesorgt werden." Da verbarg erröthend Klare das Gesicht an den Busen ihres Mannes. Aber der Oheim nahm sie jetzt segnend an seinen Busen, und nannte sie: „Meine geliebte Tochter!"

„Sie haben die Wette verloren, Herr von Stoll!"

„Vollkommen, Ast! aber so sagt mir doch —"

„Das wird Ihnen das glückliche Paar erzählen. Ich aber bestehe sogleich auf den Preis meiner Wette. Sie nehmen eine Frau aus meiner Hand."

„Nein, Ast! nein! Glücklicher kann ich nicht werden. Ich schwöre Ihnen —"

„Man muß für nichts schwören, Herr von Stoll! rief Ast, und rennte zum Zimmer hinaus.

Da erzählten Franz und Klara den glücklichen Oheim die Begebenheit.

Lachend rief der Oheim: „Das alles ist nichts, sollt Ihr sehen! Er sagte mir voraus, Franz, er wollte dich zwingen zu lieben. Das alles ist ersonnen. Aber Klara setzte sich dagegen.“

Da öffnete sich die Thür, und Ast trat mit einer Dame ins Zimmer. „Amalie!“ rief der Herr von Stoll — „Du lebst? o du lebst?“ Klara sank mit dem Geschrey: „Geliebte Mutter!“ der Frau zu Füßen.

„Man muß für nichts schwören, Herr von Stoll! Sie nehmen diese Frau aus meiner Hand. Schwester, er hat dich immer geliebt. Verzeihe ihm deinen Kummer! Du liebst ihn noch!“

„Und meine Klare?“ rief Amalie.

„Ist die glückliche Frau eines edlen Mannes, seines Neffen. Stoll, Klara ist Ihre und Amaliens Tochter. Klare, das ist deine Mutter, das dein Vater! O dieser Augenblick, Stoll, ist der schönste meines Lebens! Nun, was steht Ihr so stumm da?“

Da stürzten Mann und Weib, und Eltern und Tochter einander in die Arme, und Freudenthränen, und Thränen der Liebe schimmerten in aller Augen, und es gebrach der entzückten Liebe nicht an Gegenständen; aber an Worten, an Armen, die sich umfangen konnten, und da der Sturm der Entzückungen

gen sich gelegt hatte, da fragte jeder Asten, warum? Aber es fehlte Asten auch nicht an Einem Darum.

Der Prediger legte noch heut Amaliens Hand in Stolls Hand, und die Häußlichkeit zog noch den Tag mit ihrem fröhlichen Getümmel in die todte Karthause ein, und Stimmen der Liebe, und das Gejauchz des fröhlichen Lebens ertönte in allen Zimmern. Und Stoll und Franz riefen: „Nun erst sind wir Menschen! glückliche Menschen! Und jeder Geburtstag, und jeden Tag einer neuen häußlichen Freude feierten sie vor dem offenen Erkerfenster, wodurch Ast ihnen Allen das Glück des Lebens herein gestohlen hatte.

Eduard der Officier.
oder:
Die verführte Unschuld.
Ein Seitenstück zu der Pfarrers Tochter von Taubenhayn.

von L. T. Becker.

I. Abschnitt
dem nichts als der Schluß fehlt, um eine eigene Geschichte zu bilden.

Ohnfern Lauenburg, an dem Ufer der schiffbaren Elbe wohnte Anton, ein redlicher Landmann. Ein kleines, von seinen Voreltern ererbtes Landgüt'gen war sein einziger Reichthum, und der Fleiß mit welchem er jährlich die wenigen Felder bebaute, reichte ihm sein gemächliches Auskommen. Sein treues Weib, war ihm schon vor geraumer Zeit durch den Tod entrissen worden, und er hatte sich, da sie ihm eine einzige hoffnungsvolle Tochter zu-

rück

zurückließ, nicht mehr entschliessen können, zum zweitenmale in den Stand der Ehe zu tretten. Marie hatte schon unter der Leitung ihres braven Vaters den 16ten Sommer zurückgelegt, und besaß bei ihren jugendlichen Reizen, die wahrlich Könige entzücken konnten, eine so edle ländliche Einfalt der Seele, die man an den berühmtesten Grazien einer Residenz wohl schwerlich finden wird. Sie suchte ihrem alten Vater die Tage seines Lebens so vergnügt als möglich zu machen, und besorgte dabey die Geschäfte der Landwirthschaft und des Hauswesens auf das pünktlichste. Wöchentlich besuchte sie einmal die Stadt, um daselbst die überflüssigen ländlichen Erzeugnisse zu verkauffen, und eilte wann dieß geschehen, mit dem gelößten Gelde vergnügt der väterlichen Hütte zu. Anton war über das Betragen seiner Tochter entzückt — und so verlebten beide in der stillen Einsamkeit ihres ländlichen Wohnortes mehrere Jahre, ohne daß ihre Zufriedenheit unterbrochen wurde.

Nicht weit von Antons Meierey befand sich das Gut eines Edelmannes.

Wilhelm, dieß sein Name, hatte von seinem Vater mehr Reichthümer als Tugenden ererbt, und befand sich gerade in der Blüthe seines Lebens, durch den Tod seines Vaters in völliger längstgewünschter Freiheit, die er auch ganz nach seinen Neigungen benutzte, indem er sich alle den jugendlichen Aus-

schwei-

schweifungen überließ, wozu ihn das Bewußtseyn seines Standes und seiner Güter verleiten konnte. Sein Vater, ein Mann der Batterien zu ersteigen und feindliche Dörfer zu brandschatzen wußte, und in dessen Augen jeder ein armseliger Schuft war, der nicht so wie er saufen und fluchen konnte, hatte eine so gute Grundlage zu einem wilden und ausschweifenden Leben in das Herz seines Sohnes gelegt, daß es wirklich bedauernswürdig gewesen wäre, wann es dieser nicht schon frühzeitig zu einer merklichen Vollkommenheit in diesen Tugenden gebracht hätte. Seine Mutter gehörte zu derjenigen Klasse von Müttern, die zwar ein gutes Herz und redliche Absichten haben, die aber eine blinde Liebe für ihre Kinder, zu einer höchstverderblichen Nachsicht gegen dieselben verleitet.

Wilhelm war übrigens ein Jüngling von vielen Talenten und Fähigkeiten, dem aber jene zu entwickeln und diesen eine gute Richtung zu geben, ein guter Lehrer und Aufseher fehlte. Der Tod seiner Eltern würde ein wahres Glück für ihn gewesen seyn, wenn er sich nicht schon in den Jahren befunden hätte, in welchen junge Leute sich selbst klug genug zu seyn glauben, und mit Verachtung aller guten Lehren weiser Männer, ihren eigenen Weg zu wandeln anfangen, der wo nicht zu gänzlichem Verderben, doch zu Unglück führt —! Er hatte wenige wissenschaftliche Kenntnisse, und durfte es daher

nicht

nicht wagen, sich in der großen Welt als einen Mann zu zeigen, der sich und seinem Vaterlande nützlich seyn könnte.

Den Soldatenstand, der einzige Ausweg solcher unglücklichen Jünglinge, haßte er, weil Zwang eben dasjenige war, woran er sich nicht gewöhnen konnte. Es blieb ihm daher nichts übrig, als auf seine Güter zu gehen, und nach dem Beispiele seiner edlen Väter, sein Geschlecht unter Bauern fortzupflanzen.

Um sich eine Gemahlin zu suchen, durchstriech er die Nachbarschaft, und erwarb sich bald die — Verachtung aller guten Mädchen und anderer rechtschaffenen Personen in der ganzen Gegend. Niemand liebte ihn — und ein Vater, den er seiner hübschen Tochter wegen mit seinen Besuch beehrt hatte, lud ihn gewiß nicht wieder ein. Wilhelm merkte dieß gar bald, allein statt sich dadurch zu einer Aenderung seiner Lebensart bewegen zu lassen, folgte er vielmehr den Eingebungen einiger Wüstlinge, welche die magische Kraft seiner guten Küche und gefüllten Kellers zu ihm zog, und deren Interesse es nicht gestattete, daß er mit guten Menschen Umgang hatte. Er beschloß nun diejenigen, die nach seiner Meinung die Ehre seines Besuchs nicht zu schätzen wußten, mit Verachtung zu bestraffen. In dieser Absicht gieng er nur dann aus, wann er zu einem Trinkgelage gefordert wurde, oder wann er sich, um die

Lan-

Langeweile zu kürzen, mit seinem Jäger und Hunden auf die Jagd begab.

Als er eines Tages in dieser Begleitung einen nahen Wald durchstriech, begegnete ihm Marie, Antons Tochter, als sie aus der Stadt ihrem stillen Wohnorte zueilte. Wilhelm sah dieses Mädchen, und sie schien ihm ein würdiger Gegenstand seiner ungestümmen Begierde und zügellosen Leidenschaft zu seyn. Er redete sie freundlich an, und begnügte sich zum Anfange damit, daß er — wie von ohngefähr, alle nöthige Erkundigungen einzog, um seinen Plan sicher zu gründen, und desto gewisser auszuführen. Unglückliche! — hätte dich nie ein feindseliger Zufall diesem Lasterhaften entgegen geführt — hätte er dich nie erblickt! Unerkannt von ihm, würdest du tugendhaft geblieben, und in den Armen eines braven Gatten glücklich gewesen seyn! —

Mit unschuldiger Schüchternheit, obwohl nicht ohne geheimen Stolz, über die ihr wiederfahrene Ehre, erzählte ihm Marie, daß sie wöchentlich diesen Weg nach der Stadt mache, und diese Gelegenheit schien ihm für seine Absichten anfänglich die bequemste zu seyn. Er konnte aber den bestimmten Tag nicht erwarten; sondern begab sich schon am andern Morgen nach dem Meierhofe ihres Vaters, um sich durch die Bekanntschaft mit diesem, den Weg zur Verführung seiner Tochter leichter zu bahnen. Der Alte, dem dieser Besuch allerdings unerwartet

wartet kam, empfieng jedoch den jungen Edelmann mit einer Gutherzigkeit, die dem Ehrlichen so eigen ist, und da dieser ermüdet zu seyn vorgab, so nöthigte er ihn auszuruhen und ließ durch seine Tochter frische Milch zur Erquickung seines vornehmen Gastes bringen. Zu seiner Verwunderung bemerkte Anton, daß diese mit seinem Gaste schon bekannt sey, und aus den Blicken desselben konnte er, da ihm nicht alle Menschenkenntniß fehlte, und ihm die Lebensart des jungen Edelmannes bekannt war, deutlich die Absicht desselben erkennen, zu ehrlich aber um sich verstellen zu können, ließ er sichs bey einigen Versuchen die der junge Herr machte, um ihn zu entfernen, ziemlich deutlich merken, daß ihm dieser Besuch nicht willkommen sey, worauf sich derselbe bald nachher, um seine Absichten nicht zu sehr zu verrathen, hinweg begab.

Nun fragte Anton, wo Marie mit diesem nichtswürdigen Menschen Bekanntschaft gemacht hatte, und das gute Mädchen erzählte ihrem Vater den ganzen Verlauf der Sache. Mit thränenden Augen bat der besorgte Vater seine Tochter den Lockungen dieses Wollüstlings kein Gehör zu geben, du kennst sagte er — die Welt noch nicht, dein schuldloses Herz weiß nicht was Laster sind, fliehe daher diesen gefährlichen Menschen — verstatte ihm — wann du allein, und mich meine Geschäfte auf das Feld, oder sonst wohin ruffen, keinen Eingang in unsere Wohnung,

nung, und wann er dich unvermuthet überraschen sollte; so verbirg mir kein Wort von dem, was er dir gesagt hat, damit ich dich durch meinen Rath leiten, und vor Unglück hüten könne. Marie hieng schluchzend an ihres Vaters Halse, und versprach feierlich, alle seine Lehren genau zu befolgen.

Aber ach! — während der ehrliche Alte das Herz und die Tugend seiner Tochter gegen die drohende Gefahr zu sichern suchte, war Wilhelm beschäftigt, einen seiner Bosheit würdigen Plan zu schmieden, um die Unschuld eines unerfahrnen Mädchens und die Ruhe und Glückseligkeit einer kleinen Familie zu zerstören.

Nicht gewohnt einen Wunsch zu entsagen, oder eine Leidenschaft zu bezwingen, hatte er sich vorgesetzt, alle Mittel selbst Zwang anzuwenden, um zu seinem Endzweck zu gelangen.

Ehe er aber dazu schritte, beschloß er dasjenige Mittel anzuwenden, welches schon so oft junge unerfahrne Mädchen, ihren Verführern in die Arme lieferte. Er beschloß nemlich Mariens Ehrgeitz zu wecken. Zu dem Ende überraschte er wenige Tage nach seinem ersten Besuch bei dem alten Anton, seine schöne Tochter, eben da sie alleine mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt war. Marie erschrack da sie ihn sahe, und der Lehre ihres Vaters eingedenk, wollte sie fliehen, allein Wilhelm hielt sie zurück und brachte es durch Versicherungen und Eidschwü-

re — deren er eine ziemliche Menge zu seinen Diensten hatte — so weit, daß sie ihn hörte. Er sprach anfänglich nur von gleichgültigen Dingen, fieng dann an, sie wegen ihrer vorzüglichen Gestalt zu loben, und bedauerte sie wegen ihrer niedrigen Geburt und Armuth. Marie fieng an auf ihre Vorzüge stolz zu werden, und glaubte würklich, daß sie für die Tochter eines armen Landmannes zu schön sey. Wilhelm merkte dieß, und drang nun weiter in sie. Er stellte ihr das einsame und ärmliche Leben bei ihrem Vater in so trauriger Gestalt vor, und machte ihr von ihren Verhältnissen ein so abschreckendes Gemälde, daß Marie endlich zu weinen anfieng und sich für unglücklich hielt. Dieß war genug um den jungen Edelmann beherzter zu machen, und ihn an Erreichung seiner Absicht nicht zweifeln zu lassen. „Ich bin im Stande, sagte er, dich glücklich zu „machen — du kennst meine Geburt und mein Ver„mögen, und wirst es gewiß schon bemerkt haben, „daß ich dich liebe. Wären nicht gewisse Vorur„theile, welche zu heben ich nicht im Stande bin, „so würde ich dir gleich jetzt meine Hand mit mei„nem Herzen anbieten, dieß kann aber vielleicht in „Zukunft geschehen —! Es kommt nur allein auf „dich an, ob du dich entschliessen kannst, deinen „niedrigen Stand und Armuth gegen einen bessern „zu tauschen. Dein Vater wird freilich hiezu seine „Einwilligung nicht geben, du hast aber dieselbe

„nicht

„nicht nöthig. Sollte es aber einem Kinde nicht „erlaubt seyn, sich selbst glücklich zu machen? Dein „Vater würde dich höchstens an einen wohlhaben„den Landmann verheirathen, und was ist das für „ein Glück gegen das, welches ich dir anbiete? „Wirst du nicht lieber dereinst die Gemahlin eines „Edelmanns seyn wollen?"

Marie hörte dieß alles aufmerksam an, der Vorschlag war ihr nicht unangenehm, denn er schmeichelte ihrem Ehrgeitz, doch siegte dießmal kindliche Liebe und Gehorsam. Sie entdeckte ihrem Liebhaber das Verbot ihres Vaters, und bat ihn sich zu hüten, daß ihre geheime Zusammenkunft nicht verrathen würde. Wilhelm verließ sie indessen nicht ehender, als bis sie ihm Hofnung gemacht hat, ihn am folgenden Tag an eben diesem Orte wieder zu sprechen.

Man kann sich denken, daß Marie ihrem Vater von dem, was zwischen ihr und dem Edelmanne vorgegangen war, nichts sagte. Sie sah nun Wilhelm fast täglich und er gefiel ihr immer mehr, bis sie endlich unvermerkt leidenschaftlich für ihn eingenommen war. Wilhelm verlohr keine Zeit seine Vortheile zu benutzen, und war in kurzer Zeit so glücklich, die vollkommene Befriedigung seiner Wünsche zu erlangen. Marie fieng nun an weniger behutsam zu seyn, und so erfuhr ihr Vater, daß sie Wilhelm heimlich besuchte. Er sah die Folgen eines

so

so gefährlichen Umgangs, und tiefer Schmerz erfüllte seine väterliche Seele, der noch dadurch vergrössert wurde, da er bemerkte; daß seine Tochter nicht mehr wie sonst so offenherzig gegen ihn war.

Er machte sich eines Tages sehr frühe auf den Weg, und suchte Wilhelm in seinem Landhause auf. Da er den Herrn augenblicklich zu sprechen verlangte, so wurde er, da sich dieser noch im Bette befand, in sein Schlafzimmer geführt. Anton trat mit thränenden Augen vor das Bette, und redete Wilhelmen so an —

„Verzeih'n sie — gnädiger Herr! — einem be„trübten Vater, dessen Bitte nichts anders als die „Ruhe und das Glück seines Lebens zur Absicht „hat. — Sie haben mir durch ihre Besuche, das „Herz meiner Tochter entrissen, die der Trost und „die Stütze meiner alten Tage seyn sollte. Ich be„schwöre sie bei allem was ihnen heilig ist, bei „ihrer Geburt, bei der Ehre ihrer Vorfahren, ma„chen sie ihrem Geschlechte keine Schande, und be„rauben sie mich meines einzigen Glücks nicht. Was „kann es ihnen nützen, ein unschuldiges Mädchen „verführt, und eine arme Familie unglücklich ge„macht zu haben? — Wenden sie ihre Augen auf „würdigere Gegenstände, und lassen sie uns in un„serer Hütte in Ruhe und ohne Schande unser Brod „essen. Versprechen sie mir, meiner Tochter nicht „ferner nachzustellen; lassen sie mich nicht trostlos

„von

„von sich gehen — nicht wahr, sie wollen groß-
„müthig seyn —?

Wilhelm versicherte hoch und theuer, er habe nichts Böses im Sinn, und der Umgang mit seiner Tochter sey so schuldlos, daß er dadurch nicht den geringsten Argwohn zu erwecken glaubte; indessen wolle er denselben, da er niemals gesonnen war, jemanden beschwerlich zu seyn, oder Unruhe zu verursachen, ganz abbrechen. Hiedurch beruhigt, gieng Anton vergnügt nach seiner Wohnung, und umarmte seine Tochter, indem er ihr alle schon gegebenen Lehren nochmals wiederholte. Marie empfand die ganze Schwere ihres begangenen Verbrechens, und war im Begriff sich ihrem Vater zu Füssen zu werfen, und ihm ihren Ungehorsam zu entdecken, aber Furcht, daß ihn diese Nachricht zu sehr betrüben würde, hielt sie davon ab. Sie faßte den festen Entschluß, ihrem Liebhaber, sobald sie ihn wieder sehen würde, den ganzen Handel aufzusagen, und nie mehr den geringsten Umgang mit ihm zu haben.

Die Stunde erschien, da sich Wilhelm einzufinden pflegte, und auch dießmal blieb er nicht aus. Marie empfieng ihn kalt, mehr als einmal wollte sie ihm alles sagen, was nur Pflicht und Tugend ihrem Herzen einflössen konnte, aber die Vorstellung, daß sie künftig gnädige Frau seyn würde, unterdrückte alles Gefühl der Tugend, und das Laster trug einen neuen Sieg davon. Sie erzählte ihrem Liebhaber

den Argwohn ihres Vaters, und dieser berichtete ihr, was am Morgen in seinem Hause vorgefallen war. „Wir haben keine Zeit zu versäumen, sagte dieser, „wenn wir nicht alle Augenblicke befürchten wollen „einander zu verlieren. Dein Vater ist aufmerksam, „und sollte er nochmals etwas von unsern Zusam- „menkünften erfahren; so fürchte ich, daß er dich an „einen fernen Ort bringen würde, wo du unter dei- „nen niedrigen Verwandten ein elendes und verach- „tetes Leben führen wirst. Folge mir daher ohne wei- „teres Bedenken, ich will dich an einen Ort führen, „wo du alle Ursache haben wirst, mit deinem Schick- „sale zufrieden zu seyn. Deinen Vater werde ich auf „eine Art zu beruhigen wissen, die ihm den Verlust „seiner Tochter bald vergessend machen soll — und „sollte er sich denn als ein vernünftiger Mann über „das Glück seiner Tochter betrüben können? — Ueber- „lasse dich ganz meiner Vorsorge, dein Entschluß „wird dich nie gereuen.“ Unter dergleichen Reden führte Wilhelm Marien mit sich nach seinem Land- hause, und schickte sie von da in das Haus eines sei- ner Pächter, das einige Stunden von demselben ent- fernt lag, und dessen Frau ihm schon öfters, bey dergleichen Gelegenheiten, hülfreiche Hand leistete. Ich wage es nicht den Schrecken und die Betrübniß zu schildern, die Anton empfand, als er bey seiner Nachhausekunft, die Entfernung seiner Tochter be- merkte, und noch überdieß die Nachricht erhielt; daß

sie mit dem Edelmanne weggegangen ist. Es blieb ihm nun kein Zweifel mehr übrig, daß seine Tochter schon verführt sey, und er wollte sich anfänglich nichts mehr um sie bekümmern, sondern sie ganz alleine ihrem Schicksale überlassen, doch besiegte endlich väterliche Liebe seinen Zorn, und er entschloß sich, sie bey Wilhelm aufzusuchen, und dieß um so viel mehr, da er wußte, daß Einfalt und Unerfahrenheit an diesem Vergehen vorzüglich Ursache waren.

Er kam in der Wohnung des Edelmannes an, und war diesem der erste Besuch Antons unangenehm gewesen, so war es der jezige noch vielmehr, da er nicht wußte, wie er eines mit Recht erzürnten Vaters, der ihm die gegründesten und bittersten Vorwürfe machte, auf gute Art los werden sollte. — Wilhelms Herz war zu menschlichen Empfindungen des Mitleids nicht geschaffen — er hörte die Klagen des bekümmerten Vaters ganz gleichgültig an, und vermehrte noch dessen Schmerz, indem er sagte: die Sache ist nicht mehr zu ändern — Marie liebt mich, und befindet sich bereits in Umständen, die euch nicht lieb seyn werden. Wollt ihr mir die Sorge für sie überlassen, so will ich sie so behandeln, daß sie sich nicht zu beklagen, einige Ursache haben soll. — Auch ihr sollt dabey keinen Schaden haben, sondern ich will euch eine kleine Wiese, die an eines eurer Feldstücke stößt, ganz überlassen, welches gewiß hinreichend seyn wird, den erlittenen Verlust zu vergessen. —

Bis-

Bisher hatte Anton schweigend zugehört, und nur einzelne Thränen waren die Beantwortung dieser Vorschläge — nun zerrieß ihm aber auf einmal die Gedult — „Schurke — rief er wüthend — ist es „nicht genug daß ihr mich meiner Tochter beraubtet, „wollt ihr mir auch noch meine Ehre und mein Ge„wissen rauben? — Glaubt ihr daß mir der gute „Name und die Ehre meiner Tochter für irgend et„was in der Welt feil sey? Bösewicht! — wie we„nig kennt ihr das Herz eines Vaters — und die „Gesinnung eines braven Mannes? Ich thue auf „die Rechte, die mir die Gesetze einräumen Verzicht, „um nicht durch wiederholte Erinnerung dieser Schan„de meinen Schmerz zu vergrössern, ich überlasse „euch demjenigen Richter, dem ihr dereinst von eu„ren Handlungen werdet Rechenschaft ablegen müs„sen. Unglücklich kontet ihr mich machen, aber la„sterhaft — dieß soll euch nicht gelingen! — Sagt „meiner schändlichen Tochter, ich verzeihe ihr ein „Verbrechen, an welchen sie vielleicht den geringsten „Antheil hat, doch damit sie sähe, wie weit väterli„che Liebe gehe, so soll sie von ihrem Erbtheil nichts „verlieren, ob ich gleich das größte Recht dazu hät„te, sie gänzlich zu enterben.

„Aber sehen will ich sie nicht mehr — ich gehe — „um fern von hier mein Unglück zu beweinen, mit „der Hofnung, daß innerer Gram, mein mühseli„ges Leben bald enden werde. Euch habe ich weiter

„nichts zu wünschen, als daß dieß euer leztes Bu-
„benstück gewesen seyn möge.“

Als Anton nach Hause kam, traf er sogleich Anstalt, seinen kleinen Hof zu verkaufen, und da er ihn nicht zu hoch ansezte, fand er bald einen Liebhaber. Nun machte er seine noch übrigen Sachen zu Gelde, übergab den seiner Tochter bestimmten Antheil in sichere Verwahrung und zog in ein benachbartes Reich, wo man arbeitsame Fremdlinge mit Freuden aufnahm, und wo selbst er sich wieder ein kleines Haus und einige Stücke Felder ankaufte, die hinreichend waren, ihn nothdürftig zu ernähren. Wilhelm verschwieg indessen so lange er konnte seiner Geliebten den Entschluß ihres Vaters, und unterhielt sie mit angenehmen Aussichten und Versprechungen, von welchen er nicht eine einzige zu erfüllen Willens war. Nach Verfluß weniger Monate, waren seine Begierden vollkommen gesättiget, und seine Liebe zu Marien hatte auf diese Art ihre Endschaft erreicht. Neue Eroberungen beschäftigten von diesem Augenblicke an seine ganze Aufmerksamkeit, und er wünschte nichts mehr, als Marien auf eine gute Art sich vom Halse zu schaffen. Die Frau seines Pächters bey der sich Marie befand, und der es nie an schändlichen Anschlägen fehlte, sorgte dafür, sie unter dem Vorwande, daß man sie an einen bequemen Ort, an welchem sie ihre Wochen halten könne, bringen müsse, von hier zu entfernen. Man packte sie eines Tages in ei-

nen

nen Wagen, gab ihr die nöthigsten Kleidungsstücke mit, und versprach ihr für alles übrige zu sorgen. Sie nahm von ihrem Liebhaber Abschied, der ihr mit der Hofnung schmeichelte, sie recht fleißig zu besuchen, und verließ ihren bisherigen Wohnort, in der sichern Erwartung, selbigen mit keinem schlechtern zu vertauschen. Schon hatte sie einen ziemlichen Weg zurückgelegt, und befand sich auf der Gränze des Landes, als der Kutscher auf freiem Felde Halte machte, und Marien unter einem Vorwande abzusteigen nöthigte.

Kaum hatt sie den Wagen verlassen, als er ihr ein Paquet, in welchem sich ihre Kleider befanden, vor die Füsse warf, ihr einen Brief überreichte, sich auf dem Bock schwang, und im größten Galopp mit dem leeren Wagen wegfuhr. Wie vom Donner gerührt stand Marie, und wußte nicht was sie bey der ganzen Sache denken sollte. — Daß dieses auf Befehl ihres Liebhabers geschähe, kam ihr gar nicht in den Sinn, und doch konnte sie nicht einsehen, was dem Kutscher zu einen für sie so seltsamen Betragen Anlaß geben konnte. Nach langem Hin- und Hersinnen, öfnete sie endlich den Brief, der ihr das ganze Räthsel lößte, und dessen Inhalt folgender war. —

Liebes Mädchen!

„Es ist mir leid, daß ich dich nicht länger bey „mir behalten kann, da meine Ehre und Stand Deine „Gegenwart nicht länger vertragen. Du weißt, daß „ich

„ich aus einem vornehmen Hause bin, und mich da„her vor meinen Verwandten fürchten muß; auch „könnte ein längerer Umgang mit Dir, meinem Glü„cke entgegen seyn. Ich glaube, daß Dir bisher so „begegnet worden ist, daß jedes andere Mädchen „von besserem Herkommen, damit hätte zufrieden „seyn können. Du bist jung, schön und kanst auch „arbeiten, es wird Dir daher nicht an Gelegenheit „fehlen, Dein Glück ohne mich zu machen. Inzwi„schen rathe ich Dir, Dich in hiesiger Gegend nie „mehr sehen zu lassen, denn so sehr ich Dich liebe, „so würde ich Dir doch auf eine Art begegnen müßen, „die Dir unangenehm seyn möchte. Ich werde öf„ters noch an Dich denken und bin ꝛc. ꝛc.

Die unglückliche Marie, ohne Vater und Freund, von einem nichtswürdigen Liebhaber verstossen, in Umständen die einem Mädchen wenig Ehre machen, wußte sie nicht, wozu sie sich entschliessen sollte. Weinend sezte sie sich auf einen Ruhestein, und ihr Gewissen machte ihr hier die beissendsten Vorwürfe. Das Andenken an ihren redlichen Vater, der sie so sehr geliebt und den sie auf die empfindlichste Art beleidiget hatte, erfüllte ihre ganze Seele. O! rief sie aus — könnte ich zu seinen Füssen sterben, um durch meinen Tod die Schande zu vertilgen, den besten Vater gekränkt zu haben. Aber nie wird mir die Erfüllung dieses Wunsches zu Theil werden, Gram

und

und Kummer werden seinen Tod beschleunigt haben, und ich werde Zeitlebens meine Schuld tragen müssen. Marie war in Gedanken über ihr Unglück so vertieft, daß sie die Ankunft verschiedener Personen nicht bemerkte, die schon mehrere Minuten da stunden und ihre Klagen anhörten. Es waren Landleute aus der Nachbarschaft, unter welchen sich ein Bekannter ihres Vaters befand, dem er bey Entfernung aus seinem Vaterlande, verschiedene Sachen verkauft hatte. Er wunderte sich, die Tochter seines Freundes in so traurigen Umständen zu finden, da man sie bey dem jungen Edelmann glücklich zu seyn glaubte. Sie erzählte diesem kürzlich ihr Unglück, und sagte, daß sie nichts so sehr wünsche, als einige Nachricht von ihrem Vater zu erhalten, oder zu erfahren, ob er noch am Leben wäre. Der Landmann versicherte ihr, daß er lebe, und beschrieb ihr den Weg zu seinem damaligen Wohnorte so genau, daß sie denselben leicht finden konnte. Sogleich begab sich Marie auf den Weg, und die Hofnung ihren Vater wieder zu sehen und Verzeihung von ihm zu erhalten, versüßten ihr alle Beschwerlichkeiten dieser Reise, so daß sie endlich seine Wohnung erreichte.

Ihr Vater war bey ihrer Ankunft eben so bestürzt als erfreut, und Marie lag ihm schon einige Minuten an dem Halse, und benezte ihn mit Thränen der Reue, ehe er noch ein einzig Wort geredet hatte. Meine Tochter! rief er endlich nach einer langen

gen Pause — mit thränenden Augen, sehe ich dich wieder, hat endlich die Natur gesiegt — aber wie ich sehe, trägst du das Zeichen deiner Schande mit dir herum, ach! dieß ist noch der lezte Schmerz den du mir verursachst! Nachdem er die Erzählung der Geschichte Mariens angehört, sagte er — so strafbar du auch bist, so froh darfst du bey alle dem seyn, aus der Gewalt dieses Nichtswürdigen gekommen zu seyn.

Ich verzeihe dir dein Vergehen, und wünsche daß du dir dieselbe auch durch wahre Reue vom Himmel erwerben mögest! —

Maria blieb nun wieder bey ihrem Vater, und suchte sich seine Liebe aufs Neue zu erwerben.

Nicht lange dauerte aber diese Ruhe, die Zeit der Niederkunft nahte, und sie starb bey der Geburt eines muntern Knabens.

Für Anton war dieser Verlust schmerzlich — er gewann aber den kleinen Eduard um so viel lieber, da dieser der lezte — obwohl unächte Sprößling war, der ihm von seiner Familie übrig geblieben. Tage lang spielte er mit diesem Kinde, das einen sehr muntern Geist verrieth, und seine Liebe zu demselben nahm so sehr zu, daß er ihn wenige Augenblicke von sich ließ.

II. Abschnitt.

Eduard fängt seine Rolle zu spielen an.

Eduard mochte ohngefähr 8. Jahre alt seyn, als er unvermuthet seines redlichen Pflegvaters durch den Tod beraubt wurde. Er war noch zu jung, um die Folgen dieses Verlustes auf die Zukunft für ihn berechnen zu können: doch machte das Betragen, welches die Verwandten Antons, die kurz hernach seine kleine Verlassenschaft in Empfang nahmen, gegen ihn äusserten, einigen Eindruck auf ihn.

Lange berathschlagten sich diese, was mit dem Kinde anzufangen sey, und der Endschluß ihrer Berathschlagungen lief endlich dahinaus, daß einer von ihnen die Sorge für dessen Erziehung übernehmen müsse.

Der neue Pflegevater Eduards hielt seinen Pflegesohn zu allen ländlichen Arbeiten an — er mußte ihm, bis er das 12te Jahr erreicht, als Viehhirt dienen, woran Eduard wenig Vergnügen fand.

Nur zur Zeit des Winters durfte er die Schule besuchen, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Eduard hatte schon das 16te Jahr zurückgelegt, und fühlte nicht das geringste Verlangen in sich, sich zum Landleben zu bestimmen. Da er ehedem in der Person seines Vaters einen Landmann gekannt, so wunderte er sich sehr — als ihm sein Pflegvater diesen

Irr-

Irrthum benahm, und ihn mit seiner wahren Geschichte bekannt machte.

Schaudern ergrief den jungen Menschen bey Erzählung derselben, und seine ganze Heiterkeit verlohr sich, als man ihm sagte; daß er von seinem wahren Vater gar nichts zu erwarten hätte.

Da ihm die Geschäfte des Landbaues immer verdrüßlicher wurden; so gab ihm sein Pflegvater den Rath, sich in der Stadt bey irgend einem Herrn, als Bedienter zu vermiethen. Er trat die Reise dahin an, und sein Wunsch wurde ehender, als er es hatte vermuthen können, erfüllt. Der Officier, der am Thor die Wache hatte, sahe ihn ankommen, und sein schüchternes Betragen machte ihn neugierig, ihn nach seinen Namen zu fragen.

Eduards Freimüthigkeit, die der Unschuld so eigen ist, so wie auch sein schlanker Wuchs, hatten das Glück dem Officier zu gefallen, und da er gerade einen Bedienten brauchte, so nahm er ihn sogleich zu sich, vielleicht in der Meinung einen tüchtigen Soldaten aus ihn zu ziehen.

Der nunmehrige Herr unsers Eduards, war einer von denjenigen Officieren, die sichs zur Ehre anrechnen, ihre müßigen Stunden den Wissenschaften zu widmen. Weit von dem schädlichen Vorurtheile entfernt, daß ein Edelmann seinen Adel entehre, wann er sich mit Gelehrsamkeit beschäftige, wandte die Zeit, die ihm militärische Verrichtungen

übrig

übrig liesen, auf Erlernung der dem Soldaten nützlichen Wissenschaften, und suchte seine Kenntnisse durch Lesung guter Schriften auf alle Art zu bereichern.

Eduard hätte sich keinen bessern Herrn wünschen können — er führte hier das vergnügteste Leben, und wandte auch seine müßigen Stunden, nach dem Beispiele seines Officiers dazu an, daß er in Büchern blätterte, von welchen die meisten seine damaligen Einsichten weit übertrafen, doch fand er dann und wann etwas, das seinen Begriffen angemessen war — und so wurde sein Verstand, ohne irgend eine andere Unterweisung zu geniesen, nach und nach aufgeklärt.

Mehrere Jahre waren auf diese Art verflossen, als ein unerwarteter Krieg seinen Herrn, der inzwischen eine eigene Compagnie erhalten hatte, in das Feld rief. Eduard folgte ihm und war stets zu seiner Seite. Er hatte aber nicht das Glück seinen Herrn mit der siegenden Arme in das Vaterland zurück begleiten zu können — eine feindliche Kugel endete sein ruhmvolles Leben. Mit seinen Tod änderte sich auch Eduards bisheriges Schicksal. Da er ganz zum Soldaten gemacht war, so stellte man ihn in Reihe und Glieder, und er sahe sich dadurch auf einmal aller der Vortheile beraubt, die er mehrere Jahre so ruhig genossen. Nichts war ihm bey diesem Wechsel unerträglicher, als der gebieterische Ton eines dummen Corporals, der einen jeden der klüger

als

als er selbst war, die Schwere seines Stocks bey jeder Gelegenheit fühlen ließ.

Indessen ertrug er sein Schicksal mit Gedult, und suchte sich durch Pünktlichkeit und Gehorsam die Liebe seiner Officiere zu verschaffen. Bald gaben ihm auch seine Verdienste und Kenntnisse den Vorzug vor seinen Cameraden, so daß er die Stelle eines Regimentschreibers erhielt. In einem zweyten Feldzug glückte es ihm, sich zu der Stelle eines Lieutenants zu schwingen, und dieß war der Anfang seines künftigen Glücks. Der König bemerkte ihn bey einer Musterung, und Eduard wußte sich die Gnade dieses Monarchen so schnell zu verschaffen, daß er bald hernach das Patent als Hauptmann bekam.

Nicht lange vorher hatte er mit einem liebenswürdigen Mädchen Bekanntschaft gemacht, und war jezt so glücklich, sich in einen Stand versezt zu sehen, in welchem er, ohne sich einiges Bedenken zu machen, da sie von vornehmer Abkunft und Vermögen war, um ihre Hand anhalten durfte.

Auch diesen seinen Wunsch hatte das Glück begünstiget, und nur wenige Wochen waren es, nach deren Verfluß er mit Carolinen verbunden werden sollte.

An einem Abend, als er die Wohnung seines Mädchens vergnügt verließ, wurde er auf dem Nachhauswege von einem Officire angefallen, der deswegen sein Feind war, weil er in der Meinung stund,

Edu-

Eduard sey ihm vorgezogen worden. Eduard mußte zu seiner Vertheidigung den Degen ziehen, und hatte das Unglück, da dieser wüthend auf ihn losgieng, ihm einen Stich zu versetzen, der ihn sogleich tod zu Boden streckte. —

Man kann sich den Schrecken und das Entsetzen Eduards nach dieser unglücklichen That denken. Mehrere Minuten stund er da, unentschlüssig was er nun machen sollte, und würde noch länger in diesen Zustande geblieben seyn, wenn ihn nicht die nächtliche Patrouille, der er nicht mehr entfliehen konnte, neben dem blutenden Körper, mit entblößten und vom Blute triefenden Degen getroffen, und sogleich für den Thäter erkannt hätte. Sie schleppten ihn nach der Hauptwache, wo er auf Befehl des Generals scharf bewacht wurde.

Als Caroline am andern Morgen die traurige Geschichte Eduards erfuhr, wollte sie ihn sogleich selbst sprechen, sie war aber nicht so glücklich hiezu Erlaubniß zu bekommen, sondern mußte die Erfüllung ihres Wunsches bis den folgenden Tag verschoben sehen, da sie dann in Gegenwart des wachehabenden Officiers eine Stunde bey ihm zubrachte. Schauerlich war die Trennung der Liebenden. — Caroline hieng an Eduards Halse und schwur ihm unter den heissesten Thränen ewige Liebe.

Unterdessen gaben sich die Freunde des Getödeten alle nur erdenkliche Mühe, den unglückli-

chen

chen Vorfall bey Hofe, so häßlich als nur immer möglich, darzustellen. Sie wußten selbst den Regenten dahin zu bereden, daß er in der Meinung, Eduard sey ein Meuchelmörder, ihm seine bisherige Gnade entzog, und ihn seinen partheiischen Richtern überließ, die ihm bald darauf das Todesurtheil sprachen.

Caroline ließ kein Mittel, ihren Liebling zu retten unversucht — sie warf sich dem Monarchen zu Füssen, und flehte um Eduards Leben. Aber keine ihrer Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg — höchstens bedauerte man sie, daß sie so unglücklich sey, einen Bösewicht zu lieben, der den Tod ja verdiene — auch wurde ihr nicht mehr vergönnt Eduarden zu sehen und zu sprechen.

Der furchtbare Tag des Todes nahte sich — alle hiezu erforderlichen Anstalten waren gemacht, und um Eduarden noch empfindlicher zu quälen, wurde er vor der Wohnung seiner Caroline hingeführt. Aber kaum erblickte er das ihm bekannte Haus, welches sein trostloses mit Verzweiflung kämpfendes Mädchen in sich schloß, als er zu wanken anfieng, und dann sinnlos zu Boden stürzte. Er wurde hierauf in einen Wagen gebracht, und als er erst wieder zu sich selbst kam, konnte er aus den Anstalten, die um ihn gemacht wurden schließen, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Ein Lieutenant, Namens Walter, war der einzige seiner Freunde, der ihn an diesen traurigen Ort begleitet hatte, und der

ihn nun zum letztenmal umarmte, um dann auf immer von ihm getrennt zu werden. Carolinens Schmerz war unaussprechlich — sie sahe die Menge der Begleitenden, sich einem wilden Strome ähnlich die Strasse gegen ihre Wohnung herwälzen — der unglückliche Eduard war in ihrer Mitte — mit einem lauten Schrei stürzte sie sinnlos in die Arme ihres, ihr zur Seite stehenden Vaters.

Schon hatte der furchtbare Mann, dem es zum Verdienst angerechnet wird, sein Schwerdt mit Menschenblut zu färben, und dem die Zahl der abgeschlagenen Köpfe an manchen Orten eine Stelle unter Aesculaps Söhnen bestimmt, sein breites Schwerdt mit nervigten Fäusten gepackt, um damit dem unglücklichen Eduard, den Garaus zu machen — als ein Officier im größten Galoppe angesprengt kam, und im Namen des Königs Gnade ankündigte! Gnade — Gnade — riefen Tausende — und noch zehnmal wiederholte das spielende Echo dieses Wort — das auch zu den Ohren Eduards drang. Er wurde nun wieder zurückgeführt, und nach einigen Tagen auf eine Vestung gebracht, wo er 4 Jahre sitzen, und nach deren Verlauf gänzlich cassirt seyn sollte.

Eduard würde gewiß den Tod einer solchen Begnadigung weit vorgezogen haben, wenn ihn nicht die Hofnung, Carolinen wieder zu sehen, gegen alles andere ganz gleichgültig gemacht hätte.

Unter

Unter Aussichten der Art, die ihm seine Phantasie so reizend wie möglich darstellte, floß ein Jahr nach dem andern vorbey, ohne daß er das Beschwerliche seiner Gefangenschaft fühlte, und je näher nun der für seine Freiheit entscheidende Augenblick kam, desto heiterer wurde seine Seele, ob er gleich vermuthen mußte, schwerlich Carolinen auf ewig sein nennen zu dürfen.

Der längst gewünschte Tag erschien, der ihm die verlohrne Freiheit und die Erlaubniß gab, sein Glück, wo er wolle, zu suchen. Mit Blitzes Schnelligkeit flog er dem Orte zu, wo sich das Ziel aller seiner Wünsche befand, und konnte kaum den Augenblick erwarten, der ihm in Carolinens Arme alles ausgestandene Ungemach auf immer vergessen ließ.

Aber welch großer Schmerz ergrief ihn, als er sich durch die Nachricht, daß Caroline sein Unglück nicht überlebt, sondern im ersten Jahr seiner Gefangenschaft vor Gram gestorben sey, aller seiner so schön geträumten Hofnungen und Erwartungen beraubt sah. Er verlohr auf einmal allen Muth und verwünschte den Augenblick, da er von dem König begnadigt wurde. Alle ihn bisher betroffenen Unglücksfälle schienen ihm, in Betracht dieses lezten, Kleinigkeiten zu seyn, und hätte nicht Vernunft und Religion ihre Rechte behauptet; so würde er kein Bedenken getragen haben, sein unglückvolles Leben zu enden.

Auch

Auch sein Freund Walter, der ihn zum Blutgerüste begleitet, hatte kurz nachher um seinen Abschied angesucht, und denselben erhalten, um auf seinen Gütern, in dem Schooße ländlicher Glückseligkeit leben zu können.

Es war ein treflicher Herbstmorgen, als Eduard denjenigen Ort, wo ihn alles an sein vergangenes Glück und an den erlittenen großen Verlust seiner Caroline erinnerte, verließ.

Die aufgehende Sonne drückte den Nebelflor am Rande des Horizonts nieder, und die Wiesen mit unzähligen weisen Fäden überspönnen, gliechen einem glänzenden Spiegel. Die Dohlen begannen Schartenweiß zu ziehen, die Schmetterlinge, schon halb erstarrt vor Kälte, versuchten ihren lezten schwachen Flug, und hie und da mischte sich das derbe Hott — eines säenden Landmannes, von Starren verfolgt, in das Gezwitscher der Landvögel, und das Zirpen der sterbenden Grille. Dorfmädchen brachten den arbeitenden Männern das Frühstück aufs Feld, und diese schäckerten mit ihnen, liesen ihr Vieh ausruhen, und nahmen ihr einfaches Mahl auf dem nächsten Feldsteine ein. Durch das dürre Laub rasselte ein kühles Luft'gen, und leicht bewegt tanzten die herabfallenden welken Blätter. Ohnweit floß die mächtige Elbe, auf welcher Schiffer sich rauhe Grüße zujauchzten. Von ferne tönte das Silberglöckgen eines am Ufer gelegenen Klosters, in die allgemeine Melodie.

Die Düsterheit verlohr sich in etwas aus Eduards Seele, der sich ohnehin schon seit einiger Zeit an ernsthafte Betrachtungen gewöhnt hatte, und es war ihm, als ob in alle dem ein Trost für ihn läge.

Seine Reise gieng nach den Gütern seines Freundes Walters, und nach wenigen Wochen hatte er die Freude, in demselben, seinen ehemaligen redlichen Freund aufs neue zu umarmen. Auch Walters Freude war gränzenlos — er nahm Eduard in sein Haus auf, und wünschte, daß er Zeitlebens bey ihm bleiben, und in dem Zirkel seiner Familie seine erlittenen Unglücksfälle vergessen sollte. So einladend aber Walters Anerbieten war, so wollte Eduard dieses doch nicht, sondern sein Wunsch war, wieder als Officier angestellt zu werden — und hiezu fand sich ganz unverhoft Gelegenheit. Gerade damals wurde der Geburtstag des Fürsten gefeiert, und Walter, der bey demselben in vorzüglicher Gnade stund, und daher zu dieser Festlichkeit eingeladen war, stellte seinem Landesherrn seinen Freund Eduard vor. Seine Geschichte war bekannt, und er schon längst von aller Schuld freigesprochen — daher nahm ihn auch der Fürst sehr gnädig auf, und beschenkte ihn sogleich mit einer Hauptmannsstelle unter seinen Truppen.

Nun war er dem Anscheine nach wieder auf dem Weg sein Glück zu machen, das auch gewiß der Fall gewesen wäre, wenn er sich hätte entschliessen können, die Gnade seines Fürsten mit Undank zu lohnen,

und sein Gewissen durch eine niedrige Handlung zu beflecken. Er war schön gebildet — und eine Person, die sich durch ihren Stand berechtigt hielt, sich alles zu erlauben, was nur ihre Leidenschaften forderten, glaubte nicht, daß sich der unglückliche Eduard weigern würde, ein Verbrechen zu begehen, wornach sich vielleicht viele von vornehmern Stand gesehnt hätten. Da sie unerwarteten Widerstand fand, verwandelte sich ihre schändliche Neigung zu Eduard in unauslöschlichen Haß — diesem folgte öffentliche Verfolgung, und es war noch kein Jahr verstrichen, als sich Eduard gezwungen sah, seinen Abschied zu fordern, den er auch sehr willig erhielt.

Er begab sich nun wieder zu seinen Freund Walter, und genoß hier 2 Jahre lang in der Einsamkeit alles das Vergnügen, welches das Landleben, und der trauliche Umgang eines redlichen Freundes gewähren kan. Auch dieses Vergnügen nahm ein Ende. Walter hatte das Unglück mit dem Pferde zu stürzen — die Folge davon war heftiges Bluterbrechen — und er starb wenige Wochen nachher in Eduards Armen, der ihm als dem redlichsten Mann und treusten Freund nachweinte! — Walters Familie zerstreute sich nun, und auch Eduard sahe sich gezwungen, diesen seinen bisherigen Auffenthalt mit einem andern zu vertauschen.

III. Abschnitt.

Enthält Walters Geschichte.

Eduard hatte sich bey Walters lezten Auffenhalt, die Geschichte seiner gehabten Schicksale erzählen lassen, die so wunderbar und würklich interessant war, daß ich meinen Lesern durch Beysetzung derselben, Vergnügen und Unterhaltung zu verschaffen glaube.

Walters Familie hätte seit Jahrhunderten eine ansehnliche Figur in Teutschland gemacht, und mehrere derselben hätten die höchsten Ehrenstellen begleitet. Sein Vater hatte an dem Hofe seines Fürsten die Stelle eines Oberiägermeisters inne, und Walter, der zu Dianans Dienst auch Lust bezeugte, weihte sich demselben unter der Leitung seines Vaters. In seinem 24sten Jahr hatte er die Gnade, seinen Prinzen, der nach Rußland gieng, dahin zu begleiten. Der Prinz erhielt eine wichtige Stelle bey der Armee der großen Katharina, und hatte Waltern zu seinen Adjutanten bestimmt. Nicht lange währte es, so hatte er sich bis zu einen Major hinaufgeschwungen, und genoß die besondere Gnade seiner Fürstin. Der Prinz für Walters ferners Glück besorgt, machte ihm eines Morgens, als er ihm die Aufwartung machte — einen so unerwarteten Vorschlag, daß Walter denselben anfänglich für Scherz hielt, bis er sich durch den Ernst und die Versicherung des Prinzen

zen, von der Würklichkeit desselben überzeugt fand. Dieser Vorschlag betraf nichts geringeres, als die Verheirathung Walters mit einem Mädchen, das an dem Hofe die Stelle einer Hofdame versah, und ausser ihrer körperlichen Schönheit, ein ansehnliches Vermögen besaß. Waltern war dieser Antrag nicht unwillkommen, da er schon lange die schöne Louise liebte, ehe er noch gewußt, daß sie eine so ansehnliche Aussteuer zu erwarten hätte. Er suchte nun nähere Bekanntschaft mit diesem holden Geschöpf, und sah sich in kurzer Zeit durch ihre Liebe zu den Glücklichsten der Sterblichen gemacht. Der Prinz übernahm es, die Erlaubniß der Kaiserin zu Walters Verheirathung auszuwürken, und war auch so glücklich, dieselbe ohne sonderliche Schwierigkeiten zu erhalten, obgleich dieser edle Fürstensohn nicht das Vergnügen haben sollte, an diesem Feste Theil zu nehmen, da er wenige Wochen vorher unverhoft starb. — Walter war dieser Verlust doppelt empfindlich, da er an dem Prinzen nicht nur einen Freund, sondern auch eine mächtige Stütze für die Zukunft verlohr.

Schon war der Tag der Hochzeit bestimmt, und alles zu dieser Feierlichkeit angeordnet, als an einem Morgen, unvermuthet ein Officier kam, der ihm Arrest ankündigte. Wache wurde vor sein Zimmer mit dem Befehl gestellt, genaue Aufsicht zu haben, und niemanden, er sey auch wer er wolle, zu ihn zu lassen. Da sich Walter keines Verbrechens bewußt;

so

so konnte er sich ein solches Verfahren gegen ihn nicht erklären, und obgleich der Officier ein guter Bekannter von ihm war, und er sich daher von diesem die Lösung dieses Räthsel ausbat, so versicherte dieser doch, daß er dieß weder im Stande sey, noch thun dürfe. Die liebe Gedult, nebst der Hofnung daß sich dieses Geheimniß bald lösen würde, war das einzige, was Waltern übrig blieb.

Es mochte ohngefähr Abends 6. Uhr gewesen seyn, als ein Unterofficier in sein Zimmer trat, und ihn bedeutete, daß er ihm folgen sollte. Da er sich ganz im Negligée befand, so wollte er sich erst ankleiden, wozu ihm aber nicht Zeit gelassen wurde. Es war mitten im Winter, und Walter verlangte daher, daß es ihm doch wenigstens erlaubt seyn möge, seinen Pelz umzuhängen, welches ihm auch zugelassen wurde. Vor der Thür seiner Wohnung fand er einen bespannten Reißschlitten, auf welchem vorne 2 Soldaten mit Gewehr saßen. Diesen zu besteigen nöthigte ihn der Unterofficier. Walter gehorchte ohne Widerrede, und nun gieng der Marsch vor sich.

Man denke sich die Empfindungen dieses Mannes — den Armen der Geliebten entrissen, befand er sich in der strengsten Kält, bey einem schneidenden Nordwinde, ohne schüzende Kleidung die ganze Nacht hindurch auf einem Schlitten, ohne das Ziel und die Absicht seiner Reise zu kennen. Selbst sein Begleiter war so eigensinnig, ihm weder die Ursache dieser

Rei-

Reise, noch den Ort seiner künftigen Bestimmung zu entdecken. Bey alledem mußte er die Sorgsamkeit derjenigen bewundern, welche die Anstalten zu dieser unvermutheten Reise machten, da der Schlitten mit Wein und Lebensmitteln aller Art, so ansehnlich bepackt war, daß er einem kleinen Magazin vollkommen gliech. Unsere Reisenden kammen endlich in Moskau an, und Walter sahe nun, daß die Reise nicht wie er vermuthet hatte, nach dem wüsten Siberien gieng, welches ihm wieder einigen Muth machte.

Eine Tagreise hinter Moskau, ließ Walters Führer Halte machen, und überreichte ihm nebst 75. Rubel einen Brief, indem er sagte — ich habe den mir ertheilten Befehl befolgt, und kann sie nicht weiter begleiten in ihrem Brief werden sie weitere Ordre finden — reisen sie glücklich. Bey diesen Worten verließ er Waltern mit seinen beiden Soldaten, und trat seinen Rückweg zu Fuße an.

Neugierig öfnete Walter den Brief, und fand in demselben ein Schreiben an einen Rittmeister, der ihm sehr wohl bekannt war, und der an der Gränze Pohlens, unter einem Husaren Regimente stund. Es blieb ihm daher weiter nichts übrig, als seine Reise, die mit den größten Beschwerlichkeiten verknüft war, dahin fortzusetzen. Er langte endlich daselbst an, und ließ sich geraden Wegs vor die Thür des Rittmeisters fahren, der sich nicht wenig wunderte einen ihn bekannten Menschen, in Pantoffeln und

Nacht-

Nachtmütze aussteigen zu sehen. Walter erzählte ihm kürzlich die Art, auf welche er hieher gekommen, und bat ihn dringend, den mitgebrachten Brief sogleich zu öffnen.

Der Inhalt desselben war sehr kränkend für ihn, da er sich dahin bezog, Waltern bey einem in dortiger Gegend liegenden Husarenregiment als Lieutenant anzustellen. Um nicht verhungern zu müssen, sahe er sich genöthiget diese Stelle anzunehmen, und der Rittmeister versah ihn indessen mit nöthiger Wäsche und Gelde, um sich die erforderliche Equipage anschaffen zu können.

Er schrieb nun an einige seiner Freunde nach Petersburg, um die Ursache seiner plötzlichen Entfernung zu erfahren — und erst nach Verfluß eines Jahrs, erhielt er von einem derselben einen Brief, in welchem sich wenige Zeilen von seiner geliebten Louise folgenden Inhalts befanden. —

„Vergessen sie mich lieber Walter — vergessen „sie mich auf ewig. Wir waren nicht bestimmt mit „einander glücklich zu seyn.“ —

Der Brief seines Freundes enthielt die Nachricht, daß Louise kurz nach seiner Entfernung an einen andern verheirathet worden, und man habe bemerket, das sie gezwungen demselben ihre Hand reichte.

Walter diente nun wieder von unten auf, und nachdem er 8. Jahre bey verschiedenen Regimentern gestanden, sahe er sich wieder zu seinem vorigen Rang

er-

erhoben. Es war nun an dem, daß er ein Regiment haben sollte, aber weil man befürchtete, er möchte dadurch Gelegenheit bekommen, sich wegen der erlittenen Beschimpfung zu rächen, so wurde ihm auch diese Hofnung vereitelt, und ihm ein weit jüngerer Officier vorgezogen. Dieß schmerzte ihn so sehr, daß er sich seinen Abschied ausbat, der ihm auch sogleich bewilligt wurde. Auf seiner Reise nach Deutschland gieng er über Petersburg, und hatte das Vergnügen seine gewesene Braut zu sprechen. Sie erzählte ihm, daß ihr jeziger Mann Mittel gefunden, die Kaiserin dahin zu bewegen, ihr gegebenes Wort Waltern zu entziehen, und ihm zu erlauben Louisen zu heirathen. Walter hatte niemand der sich für ihn verwandte, und so wurde er auf eine Art entfernt, die dem Willen der Monarchin entgegen, und von welcher einige seiner Feinde Ursache waren, um seinem Nebenbuhler Platz zu machen. Walther gieng nun nach Deutschland zurück, diente zugleich mit Eduarden dem grossen König von Preussen, gieng dann auf seine Güter, verheirathete sich mit der Tochter eines angesehenen Mannes, und durchlebte in ländlicher Zufriedenheit mehrere Jahre, bis er durch den unglücklichen Sturz vom Pferd seinen Tod fand.

IV.

IV. Abschnitt.

Der mit dem ersten in Verbindung steht, und als der Schluß desselben betrachtet werden kan.

Eduard hatte bey seinem lezten Auffenthalt auf Walters Gütern mit einem Engländer Bekanntschaft gemacht, der einige Jahre seines Lebens dazu bestimmt, die Welt zu besehen. Dieser edle Britte beredete Eduard, mit ihm, da er für jezt keine Aussichten hatte, gemeinschaftliche Sache zu machen, indem er ihn noch überdieß versicherte, wenn der Stern des Glücks ihm nicht mehr leuchten sollte, für ihn zu sorgen. Eduard nahm dieß Anerbieten mit Vergnügen an, und reißte mit seinem neuen Freunde bald hernach nach Schweden ab. Da der Engländer ein besonderer Liebhaber der Erzstuffen war, so machte er sichs, sobald sie in Schweden angekommen zum Geschäfte, die so berühmten Erzgruben dieses Königreichs zu besehen. Diese Minen sind in doppelter Rücksicht merkwürdig — erstens weil sie sehr ergiebig und von grosem Umfange sind, und zweitens, weil sie zu einem ewigen Gefängnisse für Verbrecher dienen, die in diesen unterirdischen Hölen, bey einer für den Staat nützlichen Arbeit Muse genug haben, ihre Verbrechen durch lebenslängliche Busse zu bereuen. Eduard verfügte sich nebst seinem Freunde, nach erhaltener Erlaubniß, in

in Begleitung eines Führers, in eine der größten dieser Minen. Staunen ergrief sie, als sie diese unterirdische Landschaft erblickten, die sich mehrere Stunden weit unter der Erde fortzog — Schmerz verdrängte dieß Staunen, als sie die verworfenen Unglücklichen sahen. Eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts kriechen hier in ewiger Nacht herum, Trauern und bange Verzweiflung ist auf ihren Gesichtern gemahlt — ihre Kleidung, Speisen — kurz alles, was man an ihnen gewahr wird — zeigen von dem äussersten Elend, und der härtsten Sclaverey.

Noch lange würden beide ihre Bemerkungen über diese Scenen des Unglücks fortgesezt haben, hätte sie nicht die Bitte um Almosen, eines schon ältlichen Mannes denenselben entrissen. Der Engländer ließ sich seine Geschichte erzählen, und man konnte dem Erzähler leicht abmerken, daß sie nicht Dichtung war, da er auch nicht das Geringste von dem verschwieg, was ihn an diesen Ort geführet hatte.

Kaum hatte der Alte einiges von seinen Jugendjahren erzählt, als Eduard, dem das Ganze derselben bekannt zu seyn schien, die Farbe mehrmals änderte, und sich genöthiget sahe, auf einen Stein niederzulassen. Der Engländer hörte dem Erzähler ganz aufmerksam zu und bemerkte daher die Bewegungen seines Freundes nicht ehender, als bis derselbe ohnmächtig niedersank. Er glaubte, die unterirdische Luft wäre die Ursache dieses Zufalls, und führte ihn daher,

her, als er sich wieder in etwas erholt hatte, in Begleitung des Alten der Oeffnung zu, durch welche sie herabgekommen, um hier frische Luft athmen zu können. Auf dem Wege dahin entdeckte Eduard seinem Freunde, daß die Erzählung des Alten Ursache dieser schnellen Veränderung wäre — er ist mein Vater — sagte er, ich muß sehen, was ich für ihn thun kann!

Der Alte, der niemand anders als Wilhelm, Eduards Vater war — setzte nun seine uns schon bekannte Geschichte weiter fort. Als ich — sagte er — Marien, die Tochter eines braven Landmannes verführt, und bald hernach weggeschickt hatte, suchte ich ihre Stelle durch ein anderes Mädchen zu ersetzen. Diese war die Tochter eines Försters und erst kaum 18. Jahre alt. Leicht war es mir dieses Mädchen, das ein gutherziges schwärmerisches Geschöpf war, an mich zu locken, und auf gleiche Art zu verführen. Dieß mußte aber sehr behutsam geschehen, da ihr Vater ein sehr hitziger Mann war, mit dem sich nicht viel spaßen ließ. Ein Garten, der an ihre Wohnung stieß, begünstigte den Sommer über unsere Zusammenkünfte, und sicherte uns vor allen Ueberfall. Die Annäherung des Winters aber machte unserm Vergnügen ein Ende. Da wir einander zu sehr liebten, als daß wir lange getrennt seyn konnten, so beredete ich sie, ihr väterliches Haus zu verlassen, das sie auch that. Allen Nachforschungen ihres Vaters

dem-

demohngeachtet, lebten wir 2 Jahre in dem Hause des Pächters ruhig fort, da er nicht Ursache hatte, wegen der Entweichung seiner Tochter, einigen Verdacht auf mich zu werfen. Endlich aber erfuhr er durch eine Magd, die ich im Verdruße weggeiagt hatte, daß sich seine Tochter bey mir befände, und kam mich deshalb zur Rede zu stellen, und seine Tochter wieder von mir zu verlangen. Ich läugnete anfänglich, da ich aber sahe, daß hiemit nichts auszurichten wäre, sagte ich ihm frei, daß er sie nie bekommen werde, da ich gesonnen sey, sie zu heirathen. Trozig verließ mich der Förster, und drohete mir, sie mit Gewalt zu nehmen.

Ich machte nun in dem Hause des Pächters Anstalten, uns vor einen Ueberfall zu sichern. Schon war ein großer Theil der Nacht ruhig vergangen, als wir durch einen Lärm vor dem Hause, aus unserm Schlaf geweckt wurden.

Da ich die Ursache desselben sogleich errieth, so lief ich zuerst in den Stall, um mir ein Pferd zu satteln, auf welchem ich mit meinem Mädchen durch eine Hinterthüre zu entkommen glaubte. Da sich inzwischen der Förster mit meinem Pachter herumzankte, hatte sein Sohn durch Hülfe einiger seiner Leute, eine Thür nach dem Hofe eingeschmissen; der erste den ich zu Gesichte bekam war der Förster selbst. Ganz wüthend lief er auf mich zu, und ich wußte mir in der Bestürzung nicht anders zu helfen, als daß ich

eine

eine Pistole aus dem Sattel hervorlangte, und ihn vor den Kopf schoß. Hiedurch hatte ich Zeit gewonnen, mich auf mein Pferd zu schwingen, um dem Eindringen seines Sohnes zu entgehen, der mich zwar verfolgte, aber doch nicht einholen konnte. Die Furcht eingeholt und ergriffen zu werden, trieb mich zur schnellsten Flucht an, bis ich die Gränze erreicht hatte. Da ich in meinem Vaterlande, weil meine Güter durch meinen ausschweifenden Lebenswandel über ihren Werth verschuldet waren, nichts zu verlieren hatte, so faßte ich den Endschluß Deutschland ganz zu verlassen, und mich in eines der Nordischen Königreiche zu begeben. Ohnfern Wismar begab ich mich zu Schiffe, und kam endlich hier in Schweden an, wo ich nach dem Willen des Schicksals die Strafe für meine Vergehungen finden sollte.

Mein Geld und meine besten Sachen waren fort, Soldatendienste zu nehmen, hatte ich keine Lust, was sollte ich nun anfangen. Ich trieb mich auf den Dörfern herum, und suchte durch allerhand Betrügereien die Landleute um ihr Geld zu prellen, und dasselbe dann muthwilliger Weise verprassen zu können. Unvermuthet wurde ich mit Menschen bekannt, die es sich zum Geschäfte machten, andere Leute um ihr Geld, entweder auf eine feine oder gewaltthätige Weise zu bestehlen. Ohne weitere Ueberlegung, machte ich mit ihnen gemeinschaftliche Sache, und da ich mich durch Feinheit und Gewandheit unter ihnen

aus-

auszeichnete, so wählten sie mich zu ihrem Haupte. Ich sahe mich nun, da unsere gemeinschaftliche Kasse unter meiner Aufsicht stand, in den Stand gesezt, meine vorige Lebensart wieder anzufangen. Unter dem Namen eines teutschen Edelmannes, hielt ich mich die meiste Zeit in Stockholm, der Hauptstadt dieses Landes, auf, und machte hier mit den angesehensten Familien dieser Stadt Bekanntschaft.

Unter diesen hatte eine junge Schwedin, von vorzüglicher Schönheit und vornehmen Stande, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und ich gab mir alle nur erdenkliche Mühe, sie zu meinen Willen zu bringen. Aber alle meine Bemühungen waren vergebens, da ihre Grundsätze von weiblicher Tugend und Rechtschaffenheit zu feste waren. Ich hielt um ihre Hand an, aber mit einem spöttischen Tone wurde mir dieselbe von ihrem Vater abgeschlagen.

Von Jugend auf gewohnt, alle meine Wünsche erfüllt zu sehen, suchte ich sie daher zu bereden, mir zu folgen, und sich mit mir heimlich trauen zu lassen. Dieß glückte mir vollkommen, und ich führte sie in das Dorf, in welchem sich der Sammelplatz meiner zahlreichen Bande befand.

Einer meiner Mitverschornen vertrat die Stelle eines Priesters — und nun erlaubte mir die Schwedin alle Rechte eines Gemahls, die ich auch vollkommen benuzte.

An-

Anfänglich wurde meine Gemahlin nur selten, und mit vieler Behutsamkeit zu unsern Versammlungen gelassen; da es aber unmöglich war, ihr dieß Geheimniß für die Zukunft zu verbergen, so hielt ich es für besser, ihr dasselbe zu eröfnen, um dadurch zu verhindern, daß sie solches nicht endlich entdecken, und unvorsichtiger Weise verrathen möchte.

Sie zitterte bey dieser Nachricht, und empfand vielleicht das erstemal Reue über ein Verbrechen, das ihr nunmehr doppelt abscheulich erscheinen mußte. Von diesem Augenblicke an ließ sie eine gewisse Schüchternheit gegen mich blicken, und die Kennzeichen verborgener Schwermuth waren auf ihrem Gesichte deutlich zu lesen, ob ich mir gleich alle Mühe gab, ihre Vorurtheile, die sie gegen unser Geschäfte hatte, zu benehmen.

Da in Schweden die Gemeinschaft zwischen den Dörfern und Städten nicht so groß als in Deutschland ist, so glaubten die Räuber, daß sie an diesem Orte einen ruhigen Aufenthalt haben würden, und daß es ihrem Anführer vielleicht noch gelingen könne, zu der vollzogenen Afterheirath die Einwilligung Ihres Vaters zu erhalten.

Sie hatten aber den für sie gefährlichsten Ort gewählt. Das Dorf, in welchem sie ihre Zusammenkünfte hielten, lag einem Landgut nahe, das dem Vater der Entführten gehörte, das aber keiner der Räuber wußte. Gram über den Verlust einer einzigen

zigen Tochter, hatte den Vater bewogen, sich auf einige Zeit dem lärmenden Gewühle der Stadt zu entziehen, und seinen Kummer auf dem Lande zu vergessen.

Neugierig durch die Nachricht gemacht, daß sich auf dem an sein Gut stossenden Dorfe, öfters fremde und unbekannte Leute aufhielten, begab er sich ohne einige Begleitung dahin, und fand Gelegenheit sich mit in das Haus zu schleichen, wo man ihn als einen Fremden, der vielleicht ein Recrute seyn konnte, den Zutritt verstattete.

Staunen ergrif den Alten, als er sah, in welch' schöner Gesellschaft er sich befand, und Schmerz durchdrang seine Seele, als er in der Person seiner Tochter, die Frau des Anführers einer Räuberbande erkannte. Zorn bemeisterte sich endlich seiner — er verwieß seiner Tochter in den härtesten Ausdrücken ihr Vergehen, und wollte, daß sie ihm augenblicklich folgen sollte. Ihr Mann, der es nicht für gut hielt, sich durch Auslieferung seiner Frau in Gefahr zu setzen, ließ den Vater, seines Sträubens ohngeachtet, in eine Kammer sperren, wo ihn einige seiner Leute bewachen mußten.

Nun wurde Berathschlagung gehalten, was man mit dem Alten anfangen solle, und der einmüthige Schluß fiel dahinaus — Klugheit fordere, ihn umzubringen, weil seine Freilassung die ganze Gesellschaft in Gefahr bringen würde. Die mit Thränen

gemischten Bitten der Tochter, vereitelten die Ausführung dieses Endschlusses, und man beschlos, ihn so lange gefänglich zu halten, bis man ein bequemeres Mittel, ihn wegzuschaffen, aufgefunden, da es ja niemand wissen könne, wo er sich befände. Seine Bedienten, über das lange Wegbleiben ihres Herrn in Unruhe, wußten wohin ihm seine Neugierde geführt, und geriethen endlich auf den Verdacht, daß er unter Spitzbuben gerathen, und daß die öftern Zusammenkünfte in dem benachbarten Dorfe, keinen guten Endzweck haben dürften.

Sie nahmen alle Bauern der dortigen Nachbarschaft zu Hülfe, und giengen auf das verdächtige Haus mit bewafneter Hand los, um ihren Herrn daselbst aufzusuchen. Schrecken ergrief die Bösewichter, als sie sich umringt sahen, und hörten, daß die Bedienten ihren Herrn von ihnen forderten. Dieser hatte in der Kammer, in der er gefangen saß, die Stimme einiger seiner Leute erkannt, und fieng aus allen seinen Kräften zu schreien an, um sich ihnen zu erkennen zu geben.

Sie erkannten ihn würklich, und fiengen nun an alles, was sich ihnen widersetzte, niederzumachen. Von 50 Räubern blieben 18 am Leben, unter welchen noch die Tochter ihres Herrn war, die derselbe sogleich mit sich auf sein Gut nahm, und sie daselbst verwahren ließ.

Die

Die gefangenen Räuber, unter welchen der Anführer war, wurden den Händen der Obrigkeit überliefert. Einige derselben wurden hingerichtet, und andere, unter deren Anzahl ich mich befand, auf ewig in diesen Erzstufen zu arbeiten, verurtheilt.

Hier endete der Alte mit einem tiefen Seufzer seine schaudererregende Erzählung. Der Engländer fragte ihn, ob denn keine Erlösung für ihn zu hoffen sey — und erhielt eine verneinende Antwort.

Eduard gab sich seinem Vater, um seinen Schmerz nicht zu vergrössern, gar nicht zu erkennen, und verließ mit thränenden Augen, in Begleitung seines Freundes einen Ort, wo er das was er nie zu sehen wünschte, gefunden hatte. Er gab sich nebst seinem Freunde alle Mühe, sein Schicksal zu verbessern, aber vergebens, und es blieb ihm daher nichts übrig, als das Schicksal desselben im Stillen zu beweinen. —

V. Abschnitt.

Eduards fernere Schicksale.

Eduards Seele war mit Wehmuth erfüllt, und er bat daher seinen Freund, ein Land zu verlassen, in welchem das Andenken an seinen Vater, seinen Schmerz immer verneuete. Der Britte willigte gerne in die Bitte seines Freundes, und beredete ihn,

um ihn zu zerstreuen eine Reise mit nach Holland zu machen. Nach einer glücklichen Fahrt kamen sie in Amsterdam an.

Der Anblick dieser damals so prächtigen Handelsstadt, und das unaufhörliche Gedränge von Menschen, worinn sich Eduard auf einmal befand, betäubte ihn auf eine so angenehme Art, daß er seinen Kummer in etwas vergaß.

Als er eines Tages mit seinem Freunde an dem Hafen spazieren gieng, sahen sie einen Menschen auf sich zukommen, der dem Engländer verwundernd anblickte, und nachdem er ihn in englischer Sprache angeredet, von Freude trunken, in die Arme fiel.

Nachdem sich der Taumel der Freude des Wiedersehens gelegt, erfuhr Eduard durch seinen Freund, daß dieß sein Bruder sey den er mehrere Jahre nicht gesehen hätte, und bat ihn, diesen Abend mit ihm, in seiner Gesellschaft zuzubringen. Eduard war dieß zufrieden, und so giengen sie dem Gasthofe zu, in welchem der Fremde wohnte. Bey ihrer Ankunft stellte ihnen derselbe ein junges schönes Frauenzimmer als seine Gemahlin vor, und unterhielt sie bey Tisch mit seiner Geschichte, die kürzlich folgende war. — Als er sich einige Zeit auf einem Landhause ohnweit London aufhielt, und von einem Spaziergange zurückkam, sahe er vor seinem Hause mitten auf der Strasse, einen Wagen mit einem zerbrochenen Rade halten, neben welchem ein junges Frauenzimmer

stand. Er bat dasselbe, solange bey ihm zu verziehen, bis der Wagen wieder hergestellt sey, welches Anerbieten sie sich gefallen lies. Er erfuhr nun, daß sie die Tochter eines Lords sey, die nach einem ihrer Landgüter, welches wenige Stunden entfernt, und wo sich schon einige Zeit ihr Vater aufhielt, zu reisen gesonnen sey. Sie bat ihren gastfreien Wirthe, sie einmal daselbst zu besuchen, welches auch derselbe gerne versprach. Von den Reizen der schönen Lady zu sehr eingenommen trat er ein paar Wochen, nach diesem Vorfalle, seine Reise dahin an. Die beiden jungen Leute wurden hier so leidenschäftlich für einander eingenommen, daß es der Engländer wagte, den Vater der Lady um die Hand seiner schönen Tochter zu bitten, der diese Bitte aber unter dem Vorwande abschlug, daß er sie schon an einen Schottländer versprochen hatte. Der Endschluß der Liebenden lief nun dahinaus miteinander zu entfliehen, und sie waren erst vor wenigen Tagen in Amsterdam eingetroffen, als der Engländer seinen Bruder so unvermuthet fand. Eduard machte noch diesen Abend mit dem Bruder seines Freundes Freundschaft, und sie beschlossen diesen Gasthof zu ihrem gemeinschaftlichen Wohnorte zu bestimmen, das sie auch am folgenden Tage ausführten. An einem der schönsten Abende, den man nur in Holland erleben kan, entschloß sich diese kleine Gesellschaft zu einen Spaziergange an dem Hafen. Der Mond spiegelte sich in den silbernen

Meer,

die kleine Gesellschaft verweilte sich lange bey diesem Anblicke, und unterhielt sich mit angenehmen Gesprächen.

Auf einmal sahen sie 7. Mannspersonen mit entblößten Degen auf sie zueilen.

Wir sind verrathen, rief die Lady — Eduard und die beyden Engländer zogen ihre Degen. Lange fochten sie mit zweifelhaftem Glücke, unvermuthet bekam aber Eduard einen Stich in den Unterleib, der ihn augenblicklich zu Boden streckte. Der Schrecken und das in Menge hervorquellende Blut hatten ihn ohnmächtig gemacht, so daß er nicht mehr das Geringste von dem wußte, was seinen Freunden begegnet. Als er wieder zu sich selbst kam, befand er sich in einer kleinen Kammer, auf einem harten Bette, bey Leuten die er nicht kannte, und die mit einem Wundarzte von dem ihm begegneten Unglücke sprachen. Man hatte nehmlich in dem Hause in welchem er sich befand, und welches nicht weit von dem Hafen stand Lärm und das Geklirre der Degen gehört. Die Frau rief ihrem Manne, und als derselbe herbey gekommen, fand er alles stille und niemanden als Eduarden auf dem Boden in Blute liegend. Er brachte ihn, mit Hülfe seiner Frau in sein Haus, holte einen Wundarzt, und hatte schon, um alle gerichtliche Untersuchung zu verhüten, mit demselben ausgemacht, diesen Vorfall geheim zu halten.

Edu=

Eduard erkundigte sich nach seinen Freunden, aber alle seine Nachforschungen waren vergeblich, man wußte nicht wo sie hingekommen sind. Indessen heilte die Wunde ehender als man vermuthet hatte, da der Degen zwischen den Eingeweiden durchgegangen war, ohne etwas zu verletzen, wodurch er nicht in Lebensgefahr gerathen konnte. Er ließ sich seine Kleider bringen, von denen er bisher nichts gesehen, da man ihn an ienen unglücklichen Abend völlig entkleidet zu Bette gebracht hatte. Er wunderte sich in denselben weder seine Börse, in welcher er 75. Louisd'or hatte, noch seine goldene Uhr zu finden. Sein Wirth und der Chirurgus versicherten ihn mit der aufrichtigsten Mine, daß sie nichts davon gesehen hätten. Er schickte nach dem Gasthofe, um seinen Kaffer holen zu lassen, aber auch dieser war in iener Nacht, nebst diejenigen seiner Freunde weggeholt worden. Man kan sich die Verzweiflung denken, in welcher sich Eduard bey dieser Nachricht befand, da er sich noch überdieß ausser Stand gesezt sah, die ihm erzeigten Wohlthaten zu vergelten. Er suchte seinen Wirth, der nun nicht mehr so freundschaftlich gegen ihn war, so gut als möglich zu beruhigen, und eilte, sobald er das Bette verlassen konnte, in den Gasthofe, in welchem er sich mit seinen Freunden einquartirt hatte, um vielleicht hier, wo er so ziemlich bekannt war, Hülfe zu finden.

Eduard fand hier einen Mann, der ihn nach abgelegten Complimenten versicherte, daß er ihn vor einiger Zeit öfters gesehen hätte, und fragte ihn um die Ursache, warum dieß schon seit mehreren Monaten nicht mehr der Fall gewesen sey. Eduard erzählte ihm seine traurige Geschichte, die er mit vieler Theilnahme anhörte, und den Wunsch äusserte — etwas für ihn thun zu können. „Ich bin ein Mann „sagte er, der ein ansehnliches Vermögen besizt, das „aber nicht in baaren Gelde besteht. Ich habe viele „Pflanzungen in Ost- und Westindien, und reise „von Zeit zu Zeit in diese Gegenden, um durch meine Gegenwart alles in Ordnung zu erhalten. In „wenigen Tagen trette ich in dieser Absicht eine Reise „nach Surinam an, wo ich mich ein Jahr aufzu„halten gedenke. Wollen sie mich dahin begleiten, „so will ich ihnen bey meiner Abreise von dort, die „Aufsicht über die Plantagen und die dazu gehörigen „Sclaven geben. Sie werden sich gut dabey stehen, „und in wenigen Jahren so viel erwerben, daß sie in „Europa von ihren Interessen leben können.

Eduard nahm dieß Anerbieten mit Dank und Freude an, und nachdem er durch Unterstützung seines Freundes, seine Sachen in Ordnung gebracht, begaben sie sich zu Schiffe. Die Reise gieng so glücklich, daß sie ehender als sie es vermuthet hatten, den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Gleich nach ihrer Ankunft in Surinam, sezte ihn sein Freund in sein

Amt

Amt ein, und befahl seinen Sclaven in seiner Gegenwart, Eduard den Gehorsam zu leisten, welchen sie ihm schuldig wären, und reißte nachhero wieder ab, um andere seiner Pflanzungen zu besehen.

Obgleich unserem Eduard die Strenge, mit der er seine Sclaven behandeln mußte, anfänglich ziemlich barbarisch vorkam, so fand er doch nachher, daß dieß das einzige Mittel sey, sich in seinem Ansehen zu behaupten. Sieben Jahre lang lebte Eduard hier in ununterbrochener Ruhe, als ein Englisches Kauffartheischiff ankam, um sich hier mit frischen Lebensmitteln zur Rückreise nach Europa zu versehen. Der Herr desselben kam selbst an das Bord, und Eduard fand zu seiner größten Freude in der Person desselben, seinen ehemaligen Freund — den Engländer. Beide waren über das unerwartete Wiedersehen entzückt, und Eduard ließ sich nun von seinem Freunde die Begebenheiten die sich mit ihm seit iener fatalen Nacht zugetragen, erzählen.

Jener nächtliche Ueberfall, bey welchem Eduard so schwer verwundet wurde, rührte von dem Vater und den Verwandten der Lady her.

Der alte Lord hatte bald nach der Entführung seiner Tochter ihren Auffenthalt erfahren, und mehrere seiner Verwandten aufgefordert, die Ehre seines Hauses zu rächen. Diese unternahmen nun das uns bekannte Wagestück, und waren so glücklich die Lady nebst den beiden Engländern sogleich zu Schiffe zu

brin-

bringen. Der Lord gab sich alle Mühe die Verbindung seiner Tochter mit ihrem Manne ungültig zu machen, und es würde ihm auch vollkommen geglückt seyn, wenn ihn der Tod nicht übereilt hätte.

Hiedurch sahe er sich nun wieder in den Besitz seiner schönen Gemahlin gesezt, und hatte mit ihr nun schon mehrere Jahre in der seeligsten Zufriedenheit verlebt. Sein Bruder der Herr des vor Anker liegenden Schiffes, wurde nach ihrer Ankunft in England sogleich wieder frei gelassen, da ihn blos der Zufall zu seinen Bruder geführt hatte. Er hatte sich nun wieder der Handlung gewidmet, sich kurz nachher mit der Tochter eines angesehenen Schottländers verbunden, und war eben jezt mit einer reichen Ladung auf der Nachhausreise begriffen. Er beredete Eduarden ihm mit nach England zu folgen, und das Glück begünstigte diesen Wunsch.

Am folgenden Tage kam der Besitzer der Plantagen, über welche Eduard die Aufsicht führte, und den er seit dieser Zeit nicht mehr gesehen hatte, selbst an. Eduard legte diesem seinen Wohlthäter Rechnung von seiner bisherigen Verwaltung ab, und dieser war mit derselben so wohl zufrieden, daß er ihn noch ein ansehnliches Geschenk machte.

Eduard sahe sich hiedurch in den Stand gesezt, von den Interessen seiner Kapitalien leben zu können, und nahm den Vorschlag des Engländers, ihn nach England zu begleiten, gerne an.

Er

Er nahm kurz darauf von seinem Gönner, den er sein ganzes Glück zu verdanken hatte, den rührendsten Abschied, und bestieg das Schiff seines Freundes.

Nach einer langwierigen Fahrt, langten sie endlich in England an, und Eduard befand sich nun in dem Zirkel seiner Freunde, ohne befürchten zu dürfen, je mehr von ihnen getrennt zu werden.

Er verheirathete sich nach einiger Zeit, mit der reichen Wittwe eines angesehenen Engländers, und sahe sich dadurch für die Zukunft gegen allen Mangel gedeckt, da der Reichthum dieser Person von der Beschaffenheit war, daß ihn auch die widrigsten Unglücksfälle nicht zu vernichten im Stande gewesen wären.

Mit Dank gegen die Vorsehung, erinnert er sich die ihn betroffenen verschiedenen Unglücksfälle, und da er keine Familie zu hoffen hatte, so sucht er durch sein Vermögen Unglücklichen zu helfen, und ihr Elend zu lindern.

Dieß ist die Geschichte eines Mannes, dem erst der Abend seines Lebens, das Glück gab, das ihn von seiner Geburt an geflohen hatte.

Die

Die Astern.

von

Friedrich Kind.

1.

Laßt mir doch den Herbst bei Ehren — schrieb Huldberg an seine Geschwister in die Heimath — oder rüstet euch zu einer recht ernstlichen Fehde! Wäre ich nur sonst von der Meisterschaft nicht so weit noch entfernt, ich würde es jetzt ordentlich darauf anlegen, einst „der Herbstmaler" zu heißen. Grade meinem Fenster gegen über breiten sich Weingebirge aus, wie ein Wald von Thyrsusstäben, von jubelnden Bachantinnen, mit Rebenkränzen umwunden. Zu meiner Rechten zieht sich ein dunkler Eichenforst hin, der mit seinen welkenden Blättern, ganz und gar einen grünen, mit roth güldenen Arabesken durchwirkten Teppiche gleicht. Dann zur Linken rauscht ein niedliches Birkenbüschchen; und in dem Büschchen erhebt sich, von Stroh und Schilf nett genug zusammen gebaut, eine Einsiedlerhütte, die zum Vogelheerd dient; und hinter den Büschchen — kaum fünfhundert

dert Schritte — schauet mit seinem runden Thurme ein graues düsteres Haus hervor, das ehmals glaub' ich ein Kloster gewesen ist, und in dem weiland Kloster wohnt — ja! davon wäre vieles zu sagen!

Doch damit Ihr endlich erfahret, woran Ihr eigentlich mit mir seyd, so wisset, daß der Fürst, wie jedes Jahr gewöhnlich, in diesem Herbste eine Parforce-Jagd anordnete, und daß ich in Hoffnung auf gute Ausbeute für meine Studien, mich entschloß, diesem Zuge auf eigene Hand beizuwohnen. Ich packte außer den nothwendigsten Kleidern, nichts als mein Malergeräthe, ein; ein ausgemusteter Jagdklepper, der mir schon von manchen frühern Ritt her als treflicher Läufer bekannt ist, ward gemiethet; frei, froh und rüstig langte ich an Ort und Stelle an, und besprach bei der raschen Försterin in der silbernen Birke — dies ist ein Forsthaus, in dem zugleich Fremde bewirthet werden dürfen — ein hübsches Zimmer mit Licht und freier Aussicht, je nachdem es falle, auf Tage oder Wochen. Hier treibe ich mich denn noch immer herum.

Der zur Jagd angesetzte Tag kam heran. Was man auch von der Grausamkeit dieses Vergnügens sagen mag; das Rufen der Hifthörner, der Anblick so vieler rüstiger Jäger, Roße und Hunde, die Freiheit, der Muth, das Gefühl der Kraft, die Keckheit die aus jedem Auge blitzen, versetzen das Herz in

wohl-

wohlthätige Wallung; man fühlt sich der kleinen Gegenwart wenigsten auf Augenblicke enthoben!

Zum Helden des Trauerspiels hatte man einen Zwanzig-Ender erwählt, leicht, schlank und prächtig, wie ich noch keinen gesehen. Seine Flucht war die eines Königsohns, der einem überlegenen Schicksal weicht und noch im Fliehen, bald stolz auf seine Verfolger zurück, bald um Rettung flehend zu den Göttern empor schaut. Doch bei Menschen und Göttern galt kein Erbarmen. Fort, unaufhaltsam fort, durchs Gesträuch, durch die tief sich ausbreitenden Zweige hundertjähriger Rüstern und Buchen, durch bemooste Sümpfe, zuletzt durch einen spiegelhellen Teich, folgt das Halloh der wilden Jagd. Die Kraft des edlen Hirsches ist erschöpft — er schwankt —

Er steht entathmet — mächtig stürzt er nieder;
Noch vorwärts strebt der Lauft, doch starr wird schon der Blick;
zum Rücken sinkt das sprossende Genick,
und das Geweih bohrt in die eigenen Glieder.

Doch ich will euch mein Jagdgedicht, das ich damals im Geiste empfieng, ein andermal mittheilen; wenn ich mich erst in der Waidmannssprache etwas fester gesetzt habe.

Jetzt, da schon die lechzenden Doggen gierig den Schweiß leckten, war meine Jagdlust völlig gebüßt; es ward mir wunderbar weich ums Herz! Ich konnte

te den Anblick nicht länger ertragen. Auch auf mir, so wenig ich Hand angelegt hatte, schien ein Theil der Blutschuld zu haften!

Ich ritt langsam nach dem Jagdhause zu, und — weiß der Himmel, zu welchen melancholischen Betrachtungen, mich noch mein Gefühl geführet hätte, wäre nicht in diesem Augenblick aus dem weiland Kloster eine einfache, aber wunderliebliche Stimme zu mir herüber geklungen. Ich erhob meine Augen nach dem Orte, von wo die Töne kamen, und erblickte auf einem Altan der langen Gartenmauer, der mit seinen Spizbogen und gothischen Schnirkeln vollkommen zu dem Gebäude baßt, eine weiß gekleidete weibliche Gestalt, ganz dazu geeignet, meine Blicke fest zu zaubern.

Doch zur Einleitung, habt ihr für heute genug, und was sich mit mir und der wunderholden Prinzeßin ferner begeben, sollt ihr im nächsten Briefe erfahren.

2.

Du erinnerst Dich wohl noch, liebe Schwester Jette, daß ich in Dein blondes Haar noch als Knabe ordentlich verliebt war, und Dir manchmal, den gebührenden Respekt blos in der Absicht erwies, Deine Locken streicheln zu dörfen. Diese Zuneigung für das Blonde, das, wie mich wenigsten dünkt, mit so manchen Charakteristischen unserer edlen Abkunft immer mehr verschwindet, hat sich seitdem bei mir nicht vermindert, und ich war längst mit mir darüber einig,

nig, daß nur ein Blondinchen mein Herz fesseln solle. Denke Dir nun selbst, ob ich mit meinem Fuchs Halt machte, als mein forschendes Auge in der gothischen Nische ein allerliebstes Köpfchen entdeckte, das mit den gescheitelten, lang herabhängenden Ringellocken, mit den großen blauen, unschuldigen Augen, durchaus Niemand anders, als geradenwegs einer Heiligen anzugehören schien!

Ich erhob mich, so hoch und so leise ich konnte, in den Bügeln; das weiße Fräulein hatte des irrenden Ritters noch gar nicht gewahrt, sondern saß, unbefangen vor sich singend, Gott weiß, in wie tiefen Gedanken, und flocht lieblich tändelnd einen Kranz von weißen und blauen Astern.

„Den Kranz mußt du haben," dachte ich augenblicklich — „und sollst du darum betteln!" — Doch noch ehe ich zu Ausführung dieser schnellen Idee vorschreiten konnte, erhob das niedliche Blondchen die herbstliche Sternenkrone mit beiden Händen, schaute gefällig zu ihr empor, drückte sie sodann auf den Kopf, und sprang, ohne mich auch nur mit einem Auge zu sehen, die Altantreppe hinab.

„Wer mag der Glückliche seyn," — frug fast grämelnd und eifersüchtelnd mein Herz — „dem zu Liebe sich die Liebliche also schmückte?" — Das ganze fürstliche Jagdgefolge stand, wie ein Heer verhaßter Nebenbuhler, vor meiner Seele. Aber so sehr mich diese Vorstellungen verstimmten, so fiel mir doch auch ein

ein, daß es mir, als einem ermüdeten Reisenden, ja verstattet seyn werde, in diesem Hause an der Heerstraße um einen Trunk Wasser zu bitten, und — schnell war mein Pferd an ein Stacket gebunden.

Der Garten, in den ich nun trat, schien dem weiland Kloster an alterthümlicher Steifheit nicht im mindesten nachzustehen. Hohe, fächerartig, geschnittene, doch ganz verwilderte Buchenwände, wuchernde Nesselsträuche, und hie und da ein verfallenes weiland Lusthaus, zeigten eben nicht von großer Gartenliebhaberei, des jetzigen Bewohners, nur ganz im Hintergrunde zeigte sich ein Blumenberg, mit Sonnenrosen, Malven und andern Herbstblumen über und über bewachsen.

Doch was giengen mich jetzt alle Nesseln und Blumenberge der ganzen Welt an? die gegenwärtigen zogen nur darum meine Blicke an, weil ja das Blondchen, unmöglich schon ins Haus zurück, folglich noch in irgend einer dieser Alleen anzutreffen seyn mußte.

Ich hatte mich nicht geirrt; nachdem ich mehrere Gänge durchstrichen war, entdeckte ich das weiße Fräulein, doch ach! in der tragischen Verrichtung, einen — Leichenstein zu bekränzen!

3.

Nicht war, Ihr seyd nach meinem vorigen Briefe auf empfindsame Scenen gefaßt? Das Kloster ist da; Kränze und Grabe sind vorhanden; der keusche

Mond scheint überall; an zwei zärtlich fühlenden Herzen scheint es auch nicht zu mangeln; mithin wäre ja der ganze Apparat zu einem Roman aus der Blüthenzeit unserer Väter und Mütter in Bereitschaft!

Der Anblick des blonden Fräuleins beflügelte meine Schritte; mein Herz schlug unruhig; meine Stunde war allem Anscheine nach gekommen! Das Rauschen der herbstlichen Blätter unter meinen Füssen und mein klirrender Sporntritt machen die schöne endlich aufmerksam; sie erhob sich schnell von dem Grabsteine, und trat mir, wie es schien, über meine Gegenwart ein wenig verwundert, doch sanft und freundlich entgegen.

„Was wünschen Sie," fragte sie, sich ein wenig zu mir neigend, mit gesenktem Blick.

Ich nahm meine ganze Keckheit zusammen, was mir denn bei einen so holden Kinde der Natur nicht eben schwer werden konnte. — „Jenen Kranz" — antwortete ich — den Sie eben auf der Altane wanden! Ich bin ein leidenschaftlicher Blumenfreund und male oft welche nach der Natur. Müßte ich nicht fürchten, diese Astern einen geliebten Todten zu entziehen, so —

„Seyn Sie deshalb unbesorgt" — versetzte das Mädchen mit den süßesten Lächeln, das in ihren Rosenwangen zwei niedliche Grübchen erzeugte" — der Geist Alinens wird Sie nicht verfolgen! Nur ein Windspiel der Fürstin, das sie, glaub' ich, von einer

Freun-

Freundin geerbt hat, und ich weiß nicht, warum, durchaus in meiner Nähe begraben wissen wollte, liegt unter dieser Trauerweide, und da es wohl seyn könnte, daß die Fürstin in Vorbeifahren hier anhielt, so wollte ich, wie schon öfters, einen Kranz auf den Stein legen. Sie ist dann immer sehr gnädig gegen mich, und nennt mich ein gutes Kind, doch ist dieses eben nicht nöthig, und wenn diesen Blumen sonst die Ehre widerfahren kann, gemalt zu werden, so will ich sie nicht darum bringen! Es muß recht hübsch seyn, gemalt zu werden!"

Sie nahm dabey den Kranz von der Steinplatte auf der ich die Worte:

ALINE
Marianens
und dann
Julia's
treuer Liebling

las, und überreichte ihn mit mit einer schäkerhaften Verbeugung. Ich suchte mich mit dem Kranze auch der Hand zu bemeistern, aber die Holde entzog sich mir, und wandte sich nach dem Hause. Doch sagte mir ein, im Fortgehen zurück geworfener Blick, daß sie nicht auf mich zürne, und so bestieg ich denn wieder, den erbeuteten Kranz, den ich anders nicht unterzubringen wußte, um den Hut, und so einen Hochzeitbitter nicht unähnlich mein harrendes Roß.

4.

Es war grade rechte Zeit gewesen, die sentimental-naive Scene abzubrechen, denn noch war ich erst eine kurze Strecke geritten, als das hinter mir erschallende Getümel die Ankunft des Hofs an dem Klosterhause verkündigte. Meine Eifersucht auf die goldbebrämten Jagdjunker und andern stattlichen Jäger, erwachte aufs neue, und ich langte ziemlich verdrüßlich in meinem Gasthause an.

Die besorgte Frau Försterin hatte sehr richtig berechnet, daß ich hungern werde, und brachte mir einige, schon halbverbrannte Rebhüner, und eine Flasche für ächten Burgunder ausgegebenen Landweins, mit eigener Hand auf das Zimmer. Ich ergrief diese Gelegenheit mich nach den Bewohnern des einstmaligen Klosters zu erkundigen, und erfuhr, der Herr Klostervogt, eine Art von Inspector der fürstlichen Vorwerke, wirthschaftete dort blos mit einer alten Priesterwittwe, und seinen einzigen Töchterlein, das nun ja! ich glaubte das gern! ein Ausbund von einem allerliebsten Kinde sey! Uebrigens stehe der alte Braun bei dem Fürsten sehr wohl angeschrieben; die Fürstin sey Pathe von seiner Tochter, und wollte diese auch ausstatten, weshalb denn freilich schon viele Freier mit einer langen Nase wieder abgezogen wären.

5.

Wenn meine ehmaligen Lehrmeister recht haben, so wird wohl aus meiner Kunst im ganzen Leben wenig wer-

werden, weil ich alles, noch dazu bald mit Farben bald mit Worten, malen will, wo zu mich das Herz treibt, und daher nie auf ein einzelnes Fach ungetheilten Fleiß wende. Seit einigen Tagen beschäftige ich mich nun wieder, statt mit Baumschlägen und Fernen, weshalb ich eigentlich hieher kam, mit Miniatur, und habe aus meiner Fantasie Alfonsinen — so heißt die schöne Blondiene im Kloster — leidlich genug getroffen. Das seelenvolle Köpfchen und der schlanke Oberleib beugt sich, wie damals, da sie nach den Ästern aufblickte, aus den Spizbogen des Altans, wie aus einer Bilderblinde, hervor; die hohe, offene Stirn, mit den seitwärts von den Wangen zurückfallenden Locken, und der farbige Sternenkranz, der, von ihr leicht gehalten, in den Lüften zu schweben scheint, giebt dem Bildchen etwas recht Bedeutendes, Andächtiges möchte ich sagen, und der kleine Umfang des Blättchens ist, zum Glück für mich, recht dazu geeignet, das Bild in meine Brieftasche aufnehmen zu können. Oft, wenn ich jezt spazieren gehe, und mit meiner Mappe bald auf einen Berg, bald unter einer alten Eiche weile, wird das Taschenbuch vorgenommen, und ich freue mich dann doch, daß ich noch so viel kann, als ich kann! —

Doch glaubt nur nicht, daß ich Euch das alles so schreibe, um blos recht offenherzig zu beichten; wäre mein ländliches Abentheuer nicht durch das Gemälde wenigstens um einen Schritt vorgerückt, ich hätte das

Ge-

Geständniß meiner Schwäche — wenn Ihr es so zu nennen beliebt — wohl für mich behalten!

Daß in einen Birkenbüschchen unfern meiner Herberge ein Vogelheerd angerichtet ist, hab' ich Euch, wenn ich nicht irre, schon gemeldet. Jetzt aber muß ich nachholen, was ich freilich selbst erst später erfuhr, daß der Herr Klostervogt vom Vogelstellen ein starker Liebhaber ist, und daß ich diese Liebhaberei, für eine trefliche Gelegenheit ansah, nicht blos an ihn, sondern, wenn anders die Götter mir günstig wären, wohl auch wieder an seine Klosternonne zu gelangen.

Ich ließ mir, um diesen Zweck zu erreichen, nicht die Mühe dauern, den ganzen Bechstein, den ich zum Glück bei meinem Wirthe, dem Förster ausgespürt hatte, durchzustudieren, und auf diese Weise mit dürftiger Vogelkenntniß und einigen Kunstausdrücken ausgerüstet, trat ich bei einem nebligen Morgen getrost meine Wanderung nach dem Vogelheerde an.

Den Bericht von dem Anspinnen und der Erweiterung unserer Bekanntschaft, werdet Ihr mir gern erlassen. Es lag in der Sache, daß mir mehr, als ihm daran gelegen seyn mußte; deshalb ließ ich mich durch sein anfänglich zimlich kaltes und sprödes Benehmen nicht zurück schröcken.. Es gelang mir. Ich kenne seitdem die besten Lockbeeren, weiß den Reitzugfinken vom Würzgebühr aufs Haar zu unterscheiden, conterfeie für Herrn Braun Eichelgabige und

Grün-

Grünspechte, und — ehegestern hat er mir gelegentlich erzählt, Alfonsine zeige seit einigen Tagen auch Lust, einmal auf dem Vogelheerde zu Frühstücken: sie werde morgen wohl nachkommen.

Nennt es nicht Eitelkeit, wenn ich alsobald berechnete, daß ich eben auch seit einigen Tagen, das, wie das Sprichwort sagt, für manchen Junggesellen so verderbliche Vogelstellerhandwerk getrieben habe: der Alte meinte ja selbst, das Mädchen werde uns wohl nur hier im Wege seyn; sie könne keiner Taube den Hals umdrehen!

Ich meinerseits war wegen des im Wegeseyns gänz anderer Meinung, und wuste es am andern Tage, obschon unsere Richtungen eigentlich gar nicht aufeinander stoßen konnten, recht gut einzurichten, daß ich mich mit der lieblichen Alfonsine auf dem Wege nach dem Vogelheerde zusamen traf. Gott! wie reizend trat sie in dem großen weißen Tuch, das sie wegen des Morgennebels um sich geworfen hatte, durch die Birken daher! wie nett schlugen sich die feuchten Falten um ihre Arme, um den ganzen zartgebildeten Körper! wie lieblich schauete ihr Gesichtchen aus der Nonnenhülle hervor!

Sie schien über mein Hierseyn ein wenig verwundert, ich über das ihrige; sie machte einen Scherz daraus, ich auch; sie gleitete auf dem etwas schlüpferigen Waldweg über eine Wurzel, ich bemächtigte mich

mich ihrer Hand, und ließ sie mir auch nach längst überstandener Gefahr nicht wieder entziehen.

„Ich habe nun auch Ihre Astern gemalt,“ — fieng ich, so leicht als es mir nur gelingen wollte, zu ihr an, und drückte zugleich das liebe Aermchen etwas näher an mich — „darf ich sie Ihnen zeigen.“

Sie war etwas betroffen. „Ach ja!“ — antwortete sie recht sanft, indeß der feinste Zinnober ihre Wange zu überflügen schien. Ich griff nach meinem Taschenbuche, schlug das Papier um das Miniaturbild zurück, und — wahrlich jetzt feierte auch ich einmal einen Triumph meiner Liebe zur Kunst!

„O das ist schön! fein, zart und schön!“ — stammelte Alfonsine verlegen — „nur zu schön, wenn — — Nein! ich will mich nicht verstellen, ich müßte Sie durch eine Frage um die Deutung beleidigen, aber — Sie können denn doch schwerlich alles verantworten, was Sie diesen geliehen haben.“ — —

„Alfonsine“ — antwortete ich — „konnte unmittelbar das Herz malen, ich glaube selbst, diesmal wäre mir etwas gelungen!“

Unsere Augen suchten und fanden einander; aber, war die Einsamkeit des Morgens, war die geheimnißvolle Dämmerung der Bäume daran Schuld, genug, wir geriethen beide in sichtbare Verwirrung, und eilten schweigend, was wir nur konnten nach der Hütte.

Daß ich mich während des ländlichen Frühstücks an eine Göttertafel versetzt glaubte, brauch ich Euch wohl nicht zu sagen! Wir ließen den Alten so oft nach den Rohrvogel schauen, so oft das Netz rucken, und Schaaren von Finken den Kopf eindrücken, als er wollte, und hatten übrigens gegen seine Erinnerung, uns recht still zuverhalten und nur durch Zeichen zu sprechen, nicht das mindeste einzuwenden.

6.

Um die Dreizahl meiner Herbstfreuden zu erfüllen. — Denn von der Jagd und dem Vogelheerde erzählte ich Euch schon — muß ich nun auch der Weinlese gedenken. Die liebliche Alfonsine kam noch einige Morgen in die Schilfhütte, und hatten wir uns gleich noch kein Wörtchen weiter gesagt, standen auch gleich unsere Blicke, wegen des doch ein wenig grämlichen Alten, immer auf ihrer Huth; so wußten wir doch im Ganzen so viel, daß wir einander nicht gram waren. Wenigstens konnte auch ich hieran nicht länger zweifeln, da Alfonsine, ohngeachtet ihrer Sittsamkeit und wahren Tauben-Unschuld, es dennoch einzuleiten wußte, daß ich gelegentlich von ihrer erhaltenen Einladung, zur Weinlese, auf den fürstlichen Bergen etwas erfuhr.

Diese Weinlese ist gewöhnlich für die Hofleute der mittlern Ordnung, und für die ganze hiesige Gegend ein Fest; der fürstliche Kellermeister macht dabey

bey den Wirth, und es sind bekannte und fremde Gäste willkommen.

Sonach durfte ich es dem Herrn Klostervogt, der schon nach seiner eigenen Versicherung sich sein Pfeifchen in meiner Gesellschaft recht schmecken läßt, nur von fern zu verstehen geben, daß ich noch keiner Weinlese beigewohnt habe, als er mich veranlaßte, ihn zu begleiten. „Da ich ein Fremder, noch dazu ein Maler sey," meinte er, „und dort in der Presse viel fürstliche Bilder in Lebensgröße aufgehangen wären, so würde dieß gar nicht auffallen. Sonst müßte er sich freilig wegen seiner Tochter, über welche die Fürstin sich alles und jedes hinterbringen lasse, ein wenig in Acht nehmen!"

Ich verstand den Wink und Alfonsinens Wange glich, als er das sagte, einen Scharlach. Doch fanden wir uns leidlich genug wieder zurecht, und von Alfonsinen noch beim Weggehen mit einem einzigen, aber desto feurigen Blick eingeladen, erschien ich am folgenden Morgen pünktlich auf den verwünschten Schlosse — wahrlich das Klosterhaus mit seinem altmodischen Täfelwerk, mit seinen düstern Kreuzgängen, und der verwilderte Garten mit den Taxus-Pyramiden, mit dem ganzen überschilften Schwanenteiche, erinnert mich jedesmal an so etwas aufs neue.

Der Wagen, der uns abholen wollte, stand schon bereit; Herr Braun, in schwarzen Sammtbeinkleidern, brokatener Weste und franzblauem Plüschkleid,

kleid, trat mir stattlich entgegen. Alfonsine, wie immer ganz weiß, doch fast prächtig gekleidet, — ich hörte nachher, die Spizen wären ihr letztes Weihnachtsgeschenk von der Fürstin — übrigens keinen Schmuck, als die drei niedlichsten aller blauen Astern — für mich der entzückendste Schmuck! in blonden Haar, zog mein Auge bald zum Boden, bald zum Himmel. Von dort oben schien sie ja auf diese Erde herabgeschwebt!

7.

Habt ihr gleichwohl noch keine Weinlese erlebt, so kann ich Euch dieses Fest doch unmöglich weitläuftig beschreiben. Schaaren lustiger Menschen, auf den Bergen truppweise vertheilt, Winzer und Winzerinnen, die volle Butten zur Presse tragen, dann und wann weltlicher Gesang und zulezt ein geistlicher Choral, Schüße aus Flinten und kleinen Böllern, wenns hoch kommt, einige Schwärmer und Feuerräder, dies ungefähr wäre alles was sich hierbei erwähnen läßt. Das froliche Gemüth, das man mitbringt, muß auch hier immer das meiste thun!

Bei mir blieb das Ganze, wie mir leider oft begegnet, weit hinter der Erwartung zurück, doch freilich hatte ich nur Augen für Alfonsinen, und — vielleicht verdarb auch die städtische Gesellschaft das ländliche Bachanal.

Ich will es nur grade heraussagen — denn ich kann es ja doch nicht verschweigen — von den Hofleu-

leuten, welche der Fürst bei dieser Gelegenheit gewöhnlich gastiren läßt, schien ein junger, süßduftender Herr, Namens Bellamy, den man aller Augenblicke: mein Herr Hofsekretair! rief, und der selbst alle Augenblicke erzählte, wie gnädig die höchsten Herrschaften sich gegen ihn herabließen, gewissermassen das Oberhaupt. Dieser mogte wohl eben so gut, als ich, die Bemerkung gemacht haben, daß Alfonsine unter allen anwesenden Mädchen, Königin des Festes zu seyn verdiene, und sich selbst nebenbei die Rolle des Königs zutheilen. Da nun auch der alte Braun sich gegen ihn sehr verbindlich, fast möchte ich sagen respectvoll benahm, und ich als ein Stück Maler, im nicht gestickten Rocke, ja gar mit einem frevelhaften Tituskopfe, unter dieser Gattung von Menschen nicht eben in hohen Preise stand; so mußte Alfonsine sich die Huldigungen dieses eingebildeten Thoren gefallen lassen, und konnte nur selten, nur durch Blicke mir sagen, daß sie lieber an meiner Hand gehen, an meiner Seite sitzen würde.

Indeß, so sorgfältig wir über uns wachten, der Herr Hofsekretair schien doch von unserer Augensprache etwas entdeckt zu haben. Er richtete daher, um mir sein Uebergewicht fühlbar zu machen, während der Mittagstafel einigemal spitzige Einfälle gegen mich, womit ich ihn aber tüchtig ablaufen ließ. Der Wein aus dem fürstlichen Keller fieng nach und nach an, mehrere der, schon nüchtern etwas kupfernasigen Herren

ren und Damen zu erleuchten. Der Respect verminderte sich, sie lachten einigemal, wenn der Herr Hofsekretair abgeführt ward, daß schier Tische und Bäuche schütterten. Der kleine Sultan gerieth darüber außer sich, auch er stürzte voll Ingrimms nun ein Glas nach dem andern hinein — kurz, als mich nach Tische Braun in einen Saal führte, um mir die gerühmten fürstlichen Portraits zu zeigen, kam uns in kurzem, zitternd und fast weinend, Alfonsine nachgestürzt, mit der Bitte, sie gegen den Hofsekretair in Schuz zu nehmen.

Alfonsine mußte erzählen. Der Hofsekretair hatte sie aufgefordert, um mit ihr zu ländern, Sie hatte das ausgeschlagen, unter dem Vorwand, es zuerst mir versprochen zu haben. Da hatte der Hofsekretair laut gefragt: wie das seyn könne? um mit ihr tanzen zu dürfen, muß ich ihn erst begrüßen.

Der alte Braun war verlegen. Ich bat Alfonsinen um ihren Arm, und wollte sie auf den Tanzsaal zurückführen. Mehrere der Gäste, unter diesen eine hochgeschminkte Frau Oberhofsprizen-Inspectorin, die — eine köstliche Figur, zu einem burlesken Krönungsaufzuge, — Bellamys weiß bescheidetes Degelein unter ihrer ponceaufarbenen Saloppe auf die Seite schaffte, kam er herzu und suchten mich zu begütigen, wie sie sagten, um ein Unglück zu verhüten. Endlich nach mancherlei Diskussionen, die mit lächerlicher, fast diplomatischer Wichtigkeit betrieben worden,

den, kam es dahin, daß Braun anspannen ließ, und ich Alfonsinen über den Tanzsaal, und dann an den Wagen führte. Ich selbst kehrte noch einmal zurück, und erbat mir von der blutscheuen Schwerdträgerin eine erbare Menuet à la Reine. Sie entledigte sich dieser, wegen ihres Respects gegen Bellamy ihr nicht eben erwünschten Verrichtung, obschon etwas bangend, dennoch mit dem größten altmütterlichen Anstande; aber der Herr Hofsekretair hatte sich indessen, wie man sagte, wegen der terriblen Alteration, auf ein Bett gelegt.

8.

Daß nach Alfonsinens Entfernung meines Bleibens bei der werthen Gesellschaft nicht eben lange war, könnt Ihr wohl denken. Ich machte mich zu Fuß auf den Heimweg, konnte mir es aber nicht versagen, im Vorbeigehen bei dem Klöstervogt anzusprechen.

Es fing schon an zu dämmern, die alte Ausgeberin meinte, der Herr Klostervogt sey aus Verdruß über den Krakeel — Adelungs Schatten verzeihe der Duena, diesen Provinzialismus, den ich schreibe, wie sie ihn aussprach — noch zu Pfarrers gegangen; die Mamsell aber werde wohl darin seyn. — Mich befiel Wonne und Zittern. Ich sollte sie allein sehen — jetzt — jetzt und allein! Meine Hand bebte am Stubenschloß; ich öffnete; Alfonsine stand vor den Spiegel, und hatte sich eben ausgekleidet; die Astern lagen

vor

vor ihr auf dem Tische; sie schlug überrascht, halb erschrocken, ein großes Scharlachtuch um sich.

„Liebe Alfonsine!“ — rief ich, und schlang rasch, meiner selbst nicht mächtig, meinen Arm um sie — „liebe Alfonsine! Sie sind doch wohl?“

Ihre noch erhitzte Wange ruhte sanft an der meinigen; auch sie zitterte; ihr Busen schien den eng umschließenden Caschemir fast zu durchschlagen; sie wollte sich von mir losmachen, doch ohne es zu vollbringen. — „Mein Vater ist ausgegangen. Was wollen Sie noch, lieber Huldberg!“ — liespelte sie leise mit der schönsten Verwirrung.

„Alfonsine! Sie wissen es längst“ — erwiderte ich — „Ihr Herz! Ihre Liebe! oder wäre beides schon mein?“

Ihr Blick — die Wärme ihres Athems — ihr Losringen wollen und nicht können — ihre Unschlüssigkeit — ihr runder, blendender Arm, der im Umschlingen mit der Größe des gar zu habsüchtigen Scharlachs in Streit gerieth — der Kuß ihres Rosenmundes — meine, meine Küsse, von Zwielicht und selbst von der Unbehülflichkeit des Umwurfs begünstiget — und denn das: Ewig! ewig! das Vereint von unsern Lippen flog — könnt' Ihr noch zweifeln, daß Alfonsine mein, daß Euer Bruder unaussprechlich glücklich ist?

9.

Es sind nun beinahe drei Wochen, seitdem ich Euch das letztemal schrieb, und doch scheinen es mir kaum so viel Tage. Wahrlich, der Zeit und den Amor — beiden sollte man, wie Schmetterlinge, die Flügel ausrupfen.

Die seligen Augenblicke, deren ich während dieser kurzen Vergangenheit genoß, kann ich Euch weder aufzählen, noch schildern. Nur so viel sollt Ihr hievon erfahren, daß ich etwa von vier zu vier Tagen den alten Braun bei guter früher Zeit einmal besuche, daß aber dieser gewöhnlich des Nachmittags zu den benachbarten Pfarrer spazieret; daß in Herbst — o seht nur selbst, ob er nicht der allerfreundlichste Zeitgott ist! die Abende gerade weder zu kalt, noch zu hell sind, und daß eine alte Ausgeberin, die einen jungen hüpschen, gegen sie recht höflichen Herrn, der sie oft möglichst Frau Magisterin titteliret, doch unmöglich in den Tod hinein hassen kann, in einer so weitläuftigen Wirthschaft wahrhaftig mehr zu thun findet, als alle Schritte und Tritte ihrer Mamsell zu bewachen.

Ja, lieben Kinder nicht blos ein arkadisches, nein! ein wahres olympisches Leben habe ich bis jetzt geführt — o warum kann es nicht auch die Ewigkeit der Olympier hindurch dauern? Warum sagt mir die kalte Vernunft, daß ich endlich einmal in die Hauptstadt zurück muß?

Könnt ich Euch nur begreiflich machen, welch, ein Elisium der verfallene Klostergarten für mich worden ist! Könntet Ihr mich belauschen, wie ich jeden Nachmittag an meinem Fenster auf die Dämmerung harre, und den Gang der Sonne gar nicht richtig finde — selbst meine Frau Försterin scheint etwas zu merken; wie ich dann, wenn es endlich zu düstern beginnt, durch die Buchenwände schleiche und nicht selten in den trocknenden Tischtüchern, in den steinernen Diana's und Flora's, die der Zahn der Zeit noch halb und halb verschont hat, das weiße Gewand meiner Alfonsine zu erblicken glaube.

Doch sie kommt ja endlich, endlich — blendendweiß, und sittich, und freundlich, wie immer, doch jedesmal lieblicher geschmückt — und für mich geschmückt, und jedesmal entzückter, mich zu entzücken — selbst das Verstohlne, das Geheimnißartige, leicht unsern Zusammenkünften, leicht Alfonsinens unschuldvoller Miene, ihren behutsam umspähenden Augen, nur unsägliche Reize — sie ruht in meinen Armen, ihre Locken fallen auf meine Schultern, ihr heißer Athem berührt mich — jedes meiner Gefühle findet das Echo in ihrem Herzen, jeder meiner Küsse feurige Vergeltung auf ihren Lippen — wir wandeln miteinander Hand in Hand, reden wenig, und sprechen doch so viel — der Mond tritt langsam hinter den Walde hervor, und nach oft erneuerten Küssen

und Umarmungen entschlüpft sie, um morgen mit dem Abendstern, wieder für mich aufzugehen!

Etwas trübt bei alle dem unsern Liebeshimmel und ist auch der Grund, weshalb Alfonsine, so schwer ihr dieses wird, ihrem Vater nichts von unserer Liebe zu entdecken wagt. Es ist nämlich kein Zweifel, daß die Fürstin es sich selbst vorbehalten hat, Alfonsinens Hand zu vergeben, und leider muß das liebliche Mädchen nach den Aeußerungen ihres Vaters vermuthen, daß der süßduftende Herr Hofsekretair sich doch nicht ganz ohne Grund so anmassend und gebieterisch gegen Sie benommen habe.

10.

Ich habe Euren Vorstellungen nachgegeben, und bin nun, nach dem schmerzlichsten Abschiede, den ich jemals erlebte, wieder in die Hauptstadt zurück gekehrt. Alfonsinens Briefe, die sie mir auf das bestimmteste versprochen hat und auf das pünktlichste sendet, sind jetzt meine einzigen Freuden. O welch ein reiches Gefühl lebt in diesem kindlichen Herzen! wie liebt sie mich so fromm, so, weil sie es muß, so feuerig, so gränzenlos!

Seyd überdies wegen meiner Studien nicht länger in Sorgen. Eben weil mir jetzt ohne Alfonsinen die ganze Natur so weit und so leer ist, flüchte ich wärmer, als jemals, zur Kunst, und, irre nicht ganz, es gelingt mir jetzt auch besser!

Ausser

Ausser einigen Jagdstücken, die ich zum Theil nach der Natur zeichnete und nun in Größere male, habe ich auch nach der etwas idealisirten Alfonsine — o was giebt es da viel zu idealisiren? — eine Phantasie ausgeführt — Ihr möcht selbst einen Namen dafür suchen — eine Heilige, die mit empor gehobenen Händen auf einer Wolke gen Himmel schwebt. Statt des Asternkranzes habe ich ihr ein Diadem von Sternen gegeben, nach welchem sie sehnend aufblickt, die Figur selbst ist nur mit einem Aethergewand umgeben, und, wie die Leichtigkeit der Wolke es erfordert, etwas bläßer, etwas duftiger, etwas geistiger gehalten; die Beleichtung und der dünne Schleier erhöhet das Geisterartige noch mehr; ein Mondregenbogen, den ich vor kurzem in der Natur, grade über Alfonsinens Kloster, erblickte, wölbt sich unter der Wolke.

Zum nächsten Geburtstage der Fürstin hoffe ich diese Bilder mit ausstellen zu können; bis dahin — darüber werdet Ihr doch nicht zürnen, wenn der Jagdklepper zu Zeiten den im Forsthause, wo nicht genossenen, wenigst an die Krippe geschriebenen Hafer wiederum wittert?

11.

Alles was wir befürchteten ist gegründet. Alfonsine schreibt mir mit Thränen, daß ihre Hand von der Fürstin den Bellamy, der in großer Gunst bei ihr stehe, bestimmt sey. Braun hat seiner Tochter

grade herausgesagt, er halte sie für zu vernünftig, um an irgend eine Weigerung zu denken. Sie selbst versichert, der Fürstin den größten Theil ihrer Bildung und viele andere Wohlthaten zu verdanken zu haben, und ist in Verzweiflung. Was soll ich thun? was soll aus mir werden? Alfonsinen zu verlieren, sie mir zu erhalten, eins so gut wie das andere, steht nicht in meiner Macht.

Dem Bellamy ein wenig den Hals zu brechen, oder Alfonsinen zu entführen, wäre freilich nicht eben schwürig — und sie gieng mit mir! ja sie gieng! Aber was würdet Ihr dazu sagen?

12.

Es ist alles verloren! die Fürstin hat jüngst nach einer zweiten Jagd im Klosterholze wieder bei Braun anhalten lassen, und Alfonsinen ihr Versprechen bekannt gemacht, bei ihrem Vater um sie für den Hofsekretair zu werben. Es versteht sich, daß dieses für einen Befehl galt, auch wenn Alfonsine der Fürstin in Hinsicht ihrer Erziehung nicht Alles schuldig wäre, dessen ungeachtet hat das treue Mädchen es gewagt, der Fürstin einen Fußfall zu thun, so gar meiner dabey zu erwähnen, und wenigstens um Aufschub zu bitten. Aber Bellamy, dessen Mutter Kammerfrau bei der Fürstin ist, hat seine Erwählte schon im voraus gehörig anschwärzen lassen, und so ist natürlich der Erfolg kein anderer gewesen, als daß die Fürstin mit

den Worten: du wirst zu gehorchen wissen! Alfonsinen den Rücken gekehrt hat.

13.

Meine Amazonenschlacht hat in *, wohin ich sie sandte den Preis gewonnen. Die große goldene Medaille ist mir mit den ehrenvollsten Ausdrücken zugesandt worden. Alfonsine trägt sie, als das erste Geschenk das ich ihr anbieten konnte, auf der Brust. Ich denke die Herren Preisvertheiler, wenn sie das wüßten, würden mit mir zufrieden seyn! Aber hier scheint es, als fange irgend ein Unstern über mir immer mehr und mehr zu walten an. Auch der kleinliche Neid meiner Kunstgenossen scheint gegen mich zu erwachen. Die von mir ausgestellten Gemälde haben größern Beifall gefunden, als ich erwartete. Dessen ungeachtet, oder vielleicht eben darum, hat man, als der Hof die Ausstellung besuchte, meine Heilige auf der Wolke aus den Wege zu schaffen gewußt, und entschuldigt dies mit einem Befehle des Fürsten, der übrigens meine Jagdstücke kaufen wolle.

Man sagt, es sey in meinem Phantasiebilde eine Aehnlichkeit entdeckt worden, welche die Fürstin erschüttern könne — aber mit wem, außer mit Alfonsinen? kann ich eben so wenig erfahren, als errathen. Das Ganze ist offenbar nur ein Vorwand, um mich nicht empor kommen zu lassen. Man hat öffentlich geurtheilt, man glaube auf dem Bilde eine himmlische Erscheinung zu erblicken. Das ist nun freilich einem

nem und den andern unerträglich, der bereits sich selbst oder einen seiner Clienten die erledigte Stelle bei der Akademie bestimmt hat — Mögen sie doch!

Alfonsine verlangt von mir Rath, was sie thun soll. Ihr Vater meint, sie solle sich doch nicht zieren; an den Herrn Maler, der übrigens recht hübsche Vögel zeichnen könne, sey als Mitwerber um sie, bewandten Umständen nach, gar nicht zu denken!

Morgenden Abend wünscht die Holde, in Erkerzimmer — dorthin, unter ausgestopfte Rohrdommeln und Kraniche, wo jedoch auch ein recht freundlicher Kamin ist, hat uns der Winter iezt verscheucht — nicht vergeblich auf mich warten zu dürfen! Ja, ich werde dich sehen, werde dich in meinen Armen halten Alfonsine! — aber wie? wenn ich zu ohnmächtig wäre, dich mir zu erhalten — wenn es das leztemal wäre?

Doch nein! dafür wird gebetten seyn, und sollte es auch zum Aeußersten kommen!

14.

Heute muß ich Euch wohl einen längern und tröstlichern Brief schreiben. Ich bin, wie man mir sagt, großer Gnade gewürdigt worden, und meine Herren Collegen, die mich bis jezt kaum kannten, bezeugen mir heuchlerisch ihre wärmste Theilnahme.

Hört, wie es gieng! Die Fürstin hat, wie ich nun weiß, davon, das auf Befehl des Hofmarschalls einer meiner Bilder hinweg genommen worden ist, etwas

was erfahren. Sie mag, unter uns gesagt, anfänglich wohl etwas, was man hier indecent nennt, vermuthet, und daher das Ganze überhört haben; allein man mag denn doch mit einer Art vom Geheimnißvollthuerei dabei zu Werke gegangen seyn, die sie von Gegentheil überzeugt und ihre Neugier gespannt hat. Genug, eines Tags, als der Fürst abwesend war, erhielt ich eine Einladung, gegen Mittag bei der Fürstin zu erscheinen, und auch alle, von mir ausgestellte Gemälde in den Gartensaal schaffen zu lassen. Es hieß, die Fürstin wolle mit meinen zwei Jagdstücken ihrem Gemahl ein Geschenk machen.

Mir war alles so ziemlich gleich; doch warf ich mich in recht solide Kleidung und beschloß, auch im übrigen meine Sonderlings-Natur, wie Ihr sie zu nennen pflegt, so viel nur immer möglich, im Zaum zu halten.

Doch wahrlich, diesmal wurde mir dies leicht! Die Fürstin gehört zu den erlauchten Damen, in deren Gegenwart jedem Gebildeten wohl werden muß; der Nimbus einer drückenden Hoheit verschwindet fast in dem ersten Augenblick; man hat sich ihr kaum genähert, und muß sie nicht blos anbetungs-, sondern selbst liebenswürdig finden.

Ich zeigte denn meine Hirsch-, meine Entenjagd vor; indessen schien sie nur aus Gefälligkeit dabei zu verweilen, und nur von der treuen Nachahmung der Natur, nicht von dem Gegenstande angezogen zu

wer-

werden. Ich las es deutlich in ihren Blicken, daß sie nach dem ihr entzogenen Gemälde verlange, ob schon sie mit aller Feinheit der höhern Stände nicht die mindeste Unruhe zeigte.

Endlich nach manchen Schritt vor- und rückwärts, deutete sie auch auf das dritte, noch verhüllte Gemälde, meine emporschwebende Heilige; ich that das Tuch hinweg, und die Fürstin sank, nach einem starr auf das Bild geworfenen Blick, den ihr zunächst stehenden Damen, in einer Anwandlung von Ohnmacht, in die Arme.

Ich fand es wegen des Uebelbefindens der Fürstin für schicklich, mich zu entfernen. Doch noch war ich nicht bis zur Thüre gelangt, als sie sich erholte, und mit einer, vielleicht nur in diesem Stande möglichen Beherrschung ihrer selbst, mir zu bleiben befahl.

„Haben Sie selbst das Bild gemalt?“ fragte sie, indem ihre Blicke noch wie ungewiß hie und da im Zimmer herumschweiften.

„Ja, gnädigste Frau!“

„Wie alt sind Sie?“

„Fünf und zwanzig — dieß Bild noch kein halbes Jahr!“

„Unmöglich!“ — Sie trat mehrere Schritte zurück, und fuhr dann, nur zu mir gewandt, leise und ernst fort: „Sind Sie ein Cagliostro? Das

Ori-

Original dieses Portraits ist vor sechzehn Jahren verstorben."

„Verzeihung, Ihre Durchlaucht" — antwortete ich — das Original lebt!"

„In Ihrer Erinnerung vielleicht?" — fragte sie etwas heftiger. — Sie sahen die Dame vielleicht als ein Knabe? Sie — doch nein! wie konnte das zugehen?"

„Nur einige Züge sind hier der sogenannten Regel etwas näher gebracht, nur das Ganze etwas düftiger, wenn es mir gelang, etwas ätherischer gehalten, sonst ist dieß größere Bild vielmehr eine Copie von diesem!" —

Ich zog mein Taschenbuch heraus, und überreichte der Fürstin, jetzt schon muthiger gemacht, Alfonsinens Miniatur-Bild.

Sie fuhr hastig darauf zu — „Ha! Wenn im Herbst die Astern blühen" — rief sie dann, wie in einer Art Geistesabwesenheit aus — ja, ich gedenke dein Marianna! — Ich werde Sie wieder rufen lassen, junger Swedenburg!" — setzte sie dann, sich mit Mühe fassend, hinzu, und stützte sich auf eine Hofdame, um in das Nebenzimmer zu gelangen.

16.

Erst nach vierzehn Tagen, erst gestern, liebe Geschwister, bin ich wieder zu der Fürstin berufen worden; aber freylich ist auch der Fürst, früher niemals auf längere Zeit abwesend gewesen.

Ich war vorbereitet, diesmal nichts weniger, als zurückhaltend zu seyn. Hatte Alfonsine es gewagt, zum Besten unserer Liebe zu sprechen; ich der Freye, der unabhängig, wäre ja wohl ein Feiger gewesen, hätte ich durch die Glorie der Hoheit mich von der Entdeckung meiner heißesten Wünsche zurückschreken lassen!

„Sprechen Sie jetzt aufrichtig!" redete die Fürstin, heute von einer einzigen, ältlichen Dame begleitet, mich an" — Sie sehen, daß meine ganze Seele sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, daß ich zu dem Künstler, dessen guter Genius Astern in Sterne umschuf, Vertrauen habe! Hat Ihr größeres Bild mich tief erschüttert, so mußte der Asternkranz auf den kleinern mein Erstaunen aufs höchste steigen! Wie erfuhren Sie, oder — wie Alfonsine, von einem Geheimnisse, das ich bis jetzt, als ein Vermächtniß der innigsten, zärtlichsten Freundschaft, allein zu bewahren geglaubt habe?"

Ich war um Worte verlegen. Das ganze Glück meines Herzens stand vielleicht jezt auf dem Spiele; wie hätt' ich nicht zagen sollen?

„Kommen Sie" — fuhr die Fürstin fort und trat weit von der Hofdame weg, in ein Fenster —" ich will zuerst das Geheimniß brechen; dann doch wenigstens hoffe ich von Ihnen gleiche Offenherzigkeit. Ich hatte eine Gespielin, eine Freundin meiner Jugend, die, längst Asche, ewig in meinem Herzen

zen leben wird! Marianna konnte in einem unbewachten Augenblick straucheln, aber — ach! die Unglückliche hat mit ihrem schönen Leben dafür gebüßt! Wenige Wochen vor ihrem Tode, da ich ihr zum Zeichen meiner Liebe einen Straus von Rosen in ihren Verbannungsort sande, erhielt ich diese Zeilen zur Antwort."

Die Fürstin nahm bey diesen Worten aus einen goldenen Souvenir ein elfenbeinernes Täfelchen, und ließ es mich lesen. Die zierlich mit Silberstift geschriebenen Worte waren:

„O wie bald, wie bald verblühen
Rosen in des Maien Schein!
Wenn im Herbst die Astern blühen,
Julia! dann denke mein!"

Dann begann die Fürstin, mit unendlicher Wehmuth in Blick und Stellung, zu mir aufs neue: „Als die Astern wieder blühten, war sie nicht mehr! — Nun dann! diese ahnungsvollen Worte, die ich treu in meinem Busen bewahrt habe, diese Worte, die jetzt, da Mariannens Tochter vielleicht doch durch meine Vorsorge für sie unglücklich werden konnte, wie ein Zuruf, wie eine Warnung, wie ein zärtlicher Vorwurf von oben, aus diesem Asterkranze mir entgegentönten — wie ist es möglich, daß Sie und Alfonsine davon wissen konnten?"

Ich war zu beklommen, durch die mir wiederfahrende Huld zu gerührt, um von dem, was ein wunder-

derbares Spiel des Zufalls mir gewährte, einen unrechtmäßigen Gebrauch davon zu machen; ich erzählte der Fürstin schlicht und einfach die ganze Begebenheit auf dem Altane und dann im Garten; doch — die Rede strömte ja aus meinem vollen Herzen — ich sprach mit einem Feuer, das sie über meine heißeste Liebe zu Alfonsinen, selbst über die Erwiederung dieser Liebe, nicht in dem mindesten Zweifel lassen konnte.

Aber so natürlich alles zugegangen war, so glaubte doch, wie es mir wenigstens schien, die Fürstin an irgend eine höhere Einwirkung. Nur nach und nach fing sie an, die Sache halb und halb als Scherz zu behandeln, fragte mich um mein Herkommen und Treiben, wovon sie jedoch ziemlich genau unterrichtet schien, reichte mir dann mit unbeschreiblicher Huld die Hand zum Kusse, und entließ mich mit den Worten: „halten Sie sich denn bei der nächsten Jagd bereit! Ueberlassen Sie mir, der Aeltern zu gedenken — aber dieses Einzige mache ich zur Bedingung; — kein Wort von unserm Gespräch vor der Hand zu Alfonsinen!"

17.

Die Fürstin hat mir nur das Miniatur-Bild wieder zustellen lassen, für das größere Gemälde aber eine goldene Dose mit hundert Louisd'oren geschickt. Nun braucht Ihr mir lange, lange kein Geld zu senden! — Uebrigens — wußte die Fürstin kein lieberes Geschenck für mich? Ich schnupfe ja nicht! —

Nein!

Nein! glaubt nicht, daß ich undankbar bin! Ich verehre die Fürstin als meine Wohlthäterin, und werde jedes Talent aufbieten, das mir verliehen ward, ihr meine Dankbarkeit zu bezeigen. Es war nur so ein wilder Einfall, über die ganzen gewöhnlichen Ehrenbezeugungen, ein recht ungeschlachter Einfall, wie sie mir wohl manchmal kommen! Euch muß ich ja alles schreiben! o der Gedanke an Alfonsinen läßt mich nicht ruhen!

Die Jagd ist angesagt; man hat mir einen Wink davon gegeben, Bellamy wird wie es heißt durch ein Schnupfenfieber verhindert, für diesmal zurück zu bleiben.

18.

Ich, Alfonsine, bis jetzt genannt Braun, schreibe diese Zeilen an Euch, liebe Schwester! aus dem Fürstlichen Schlosse. Euer böser Bruder hat mir in vierzehn Tagen auch keinen Buchstaben, wohl aber ein allegorisches Bildchen, das nicht eben auf Unglück deutete, zukommen lassen. Die Fürstin fuhr an. Mehr tod, als lebendig, mußte ich vor Ihr erscheinen. „Ich bringe Bellamy mit — redete sie mit ihrer eigenen Huld mich freundlich an, und verscheuchte schon durch den Silberklang ihrer Stimme jedes Wölkchen von meiner Stirne. — „Du hast dich hoffentlich besonnen mein Kind!“ — Das Kind ließ sich schweigend vor ihr aufs Knie; aber der angebliche Bellamy, der jetzt hervor trat, hieß eigentlich Huldberg — und —

Ihr mögt dagegen etwas einwenden, oder nicht, vom künftigen Sonntage an habe ich die Ehre zu unterzeichnen

Eure

ergebenste Schwester

Alfonsine Huldberg.

19.

Nachschrift von Huldbergs Hand

Der Direktor der Akademie ist außer sich. Er hat einen künftigen Schwigersohn einschieben wollen. Meine jüngern Herrn Collegen wünschen mir Glück, und sind der Meinung, meine Astralis, wie der Herr Gallerie-Inspektor mein Bild taufte, habe mir die Hofmalerstelle verschaft.

Nun, sie mögen Recht haben; aber freilich ist es meine Astralis, meine schöne blonde Braut, Alfonsine! —

Ihr kennt nun, denk' ich, die Stärke meiner Liebe zu dem himmlischen Mädchen, wenn ich, für dessen Bedürfnisse Ihr bis jetzt nur allzureichlich sorgtet, mit ihrer Hand ein Amt annehmen! — In wenig Wochen stelle ich Euch meine Braut vor, und dann geht es mit der Schwester der Fürstin, ohne einigen Verzug, nach den Stanzen des heiligen Raphaels! Ihr errathet wohl, daß Alfonsine nicht zurück bleibt! — Alfonsine und Italien!!

Der

Der Wespenstich.

Erzählung von F. Kind.

I.

Das Gewitter war vorüber. Ein Windschauer schüttelte die Regentropfen von erfrischten Zweigen. Die schweren Wolken hatten sich um die Häupter der fernen Berge gelagert, und durch die gekühlten Lüfte zeigte sich in reiner Bläue der Abendhimmel. Auf wenige Augenblicke trat noch einmal die Sonne hervor, als wollte sie den erquickten Blumen zulächeln, als wollte sie der Erde verkünden: „Sey getrost! ich kehre morgen wieder!“ Aus jedem Gebüsch schlugen ihr Nachtigallen wetteifernd ein Abschiedslied nach. Glühend versank sie dann hinter den schwarzen Tannenhang, und durch die Linden jenseits des Flusses, blinkte mit blassen Silber der Mond. Goldgrüne Funken entglimmten am dunkelnden Aether und im schattigen Grase, dort in unermeßlichen Bahnen sich schwingende Sterne, hier im kleinen Kreise schwirrende Johanniswürmer, beide doch gleich nahe dem Herzen dessen, der sie liebend erschuf.

„Möge auch in der sittlichen Welt der vorübergezogene Sturm einen so heitern Abend herbei führen!“

ren!" — rief der ehrwürdige Freiherr von Helmold seinen jüngern Neffen Kurt von Münchberg, gefühlvoll zu, indem beide die schützende Jagdhütte verliessen —" möge Beruhigung und Trost, Erquickung und Freude, sich in jede bekümmerte Brust senken!"

Gerührt drückte der Jüngling dem Greise die Hand, sah ihm freundlich ins Auge, und zwang sich, ruhig und froh zu scheinen. Was an seinem Herzen nagte, war keines Geständniß fähig.

„Laß uns auf morgen" — begann der Oheim aufs neue — „der umwölkten Gegenwart und Zukunft vergessen! Der Johannistag war mir immer ein Freudentag, und darf es jetzt anders seyn! Uebermorgen reisen wir nach der Residenz, wo deiner ein wieder geschenkter Bruder, Johannens der Verlobte, meiner selbst ein Sohn harrt! Auch will unsere liebe, räthselhafte Fremde unser Haus übermorgen verlassen. Wohlan denn! laß uns Erwartung und Trennung — so unmittelbar berührt sich ja selten im Erdenleben Freude und Wehmuth — durch ein kleines, doch fröhliches Fest zu versüßen suchen!"

2.

Dem alten Freiherrn war von mehrern Kindern nur Johanne übrig geblieben, und doch durfte er mit dem Schicksal nicht rechten. Denn wie an dem Baume, dessen übrige Blüten ein Aprilsturm vernichtete, oft die einzig Verschonte um so reizender sich entfaltet, so sah auch die sehnsüchtige Hoffnung des zärtli-

chen

chen Vaters durch Johannens geistige und körperliche Vorzüge sich in so hohem Grade belohnt, daß er sein Loos mit Recht für das glücklichste hielt.

Auch dem sehr verzeihlichen Wunsche, die geliebte Tochter mit einem, ihrer würdigen Gemahl verbunden zu sehen, schien der Zufall entgegen zu kommen.

Seine Schwester war Hoffräulein gewesen, und hatte in früher Jugend einen nicht sehr vom Glück begünstigten Officier, Namens von Münchberg, kennen und lieben gelernt. Der reich im großen Ansehen stehende Kammerherr, Graf Amarelli, von Geburt ein Italiener, ward von ihrer Schönheit bezaubert, und wußte den ärmen Nebenbuhler leicht zu verdrängen. Das Hoffräulein gab ihm der Uebermacht weichend ihre Hand, und gebar einen Sohn, der Bruno genannt wurde. Bald nach ihrer Niederkunft verstarb der Vater, und die junge Wittwe, nun im Besitz ihrer Freiheit, verband sich nach Verfluß des Trauerjahres mit dem frühern Geliebten. Ihre Ehe ward mit drei Kindern geseegnet, wovon nur der mittlere Sohn, Kurt, die noch im Sommer ihres Lebens verblühende Mutter, und den nach wenigen Jahren ihr folgenden Vater überlebte.

Nach dessen Tode übernahm Baron Helmold die Vormundschaft über die zwei Neffen. Der ältere Graf Amarelli, ein aufstrebender kraftvoller Feuerkopf, hatte fast noch als Knabe den Militairstand er-

wählt, hingegen der jüngere von Münchberg, der das tiefste Gefühl hinter einer stillen Aussenseite verbarg, sich den Wissenschaften gewidmet. Amarelli war bereits Lieutenant in einem Garderegiment; Münchberg ward nach Beendigung seiner Studien zum Forstrathe ernannt. Beide Brüder liebten sich, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Glaubensbekenntnißes — denn jeder war in der Religion seines Vaters erzogen worden — mit einer Zärtlichkeit die unter Stiefgeschwiestern nicht immer zu finden ist; beide brachten gewöhnlich die Frühlingsmonate auf dem Rittergute Helmoldshausen zu, und wie oft in Brüderherzen eine junge, schöne Verwandte den ersten Funken der Liebe — leider! eben so oft der Eifersucht und Feindseligkeit, wirft; so erblickten auch Bruno und Kurt das Ideal ihrer Phantasie, welches sie bis dahin blos für ein Traumbild gehalten hatten, in der aufblühenden Cousine.

3.

Da jedoch Amarelli älter und kühner, Münchberg junger und verschlossener war; da der Oheim, so wenig er großen Reichthum für unentbehrlich zum wahren Glück hielt, dennoch sich an dem Gedanken weidete, seine Tochter in den beneidenswerthesten äußern Verhältnissen zu wissen, so hielt er sich bald von dem überzeugt, was er wünschte, nämlich daß Johannens Herz dem Grafen den Vorzug einräume,

und

und für Münchberg nur die Gefühle einer Schwester hege.

Seine Tochter noch kaum sechszehn Jahre alt, ein Bild kindlicher Unschuld, von der Zuneigung beider Brüder süß geschmeichelt, kannte nichts Schöners, als jeden Wunsch ihres Vaters in seinen Augen zu lesen und zuvorkommend zu erfüllen. Amarellis Feuer riß sie unwiderstehlich hin, seine, fast liebe gebietende Gestalt konnte keinem Weibe mißfallen, auch sie glaubte im kurzem, dem ältern Bruder angehören zu müssen, und erwiederte seine Zuneigung mit sich ihm ganz hingebenden Herzen.

Schon war der Liebesbund Bruno's und der erröthenden Johanne durch den Seegen des Vaters geheiligt, als das Garderegiment, bei welchem der Neuverlobte diente, Befehl zum Aufbruch erhielt. Zwar blieb der Ort, wohin es marschiren sollte, noch ein Geheimniß; doch ließen alle Zurüstungen eine sehr weit entlegene Bestimmung vermuthen; gewiß eine niederschlagende Aussicht für eine Braut!

Die gefühlvolle Johanne empfand die Schmerzen der bevorstehenden Trennung in ihrer ganzen Größe; ihr Vater theilte ihre Besorgniße; aber beide hegten zu strenge Begriffe von Ehre, und schätzten Bruno's Muth zu hoch, um von Suchung des Abschieds auch nur einen Gedanken zu äußern. Liebe ohne Ehrgefühl — so sagten sie bei sich selbst — verdient diesen schönen Namen nicht, und, den geliebten

Manne eine Erniederigung ansinnen, heißt sich selbst bei ihm herabsetzen.

4.

Amarelli schied von der stillweinend Baronesse unter den feurigsten Schwüren ewiger Liebe, unter den heiligsten Versprechungen, so oft es nur die Umstände gestatten wollten, von sich Nachricht zu geben. Auch erfüllte er diese Zusage anfänglich auf das pünktlichste.

Späterhin, da das Contingent erst über die Vaterlandsgränze, und so dann über die Pyrenäen rückte, wurde der Briefwechsel oft unterbrochen, sowohl der Baron, als Johanne, äusserten aber gegen einander keine Unruhe deshalb, weil dies, sowohl wegen der weiten Entfernung, als wegen der Unsicherheit der Couriere, in der That nicht anders zu erwarten stand.

Endlich hatte jedoch Bruno seit länger als halber Jahresfriest, nicht das mindeste von sich hören lassen, und die lang insgeheim herumgeschlichene Nachricht von einer vorgefallenen blutigen Affaire, bei welcher die Garde sich vorzüglich ausgezeichnet, aber auch vor allen andern gelitten habe, drang bis zu Johannen.

Hatte das sanfte Mädchen, um ihres Vaters zu schonen, bis jetzt alle Kräfte aufgeboten, ihre bangen Ahnungen nicht in Worte ausbrechen zu lassen; so gestattete ihr nun die Macht ihrer zurückgehaltenen Gefühle keine weitere Vorstellung.

Ihr

Ihr Vater, der nach einigen ihm mitgetheilten Winken schon längst das Schrecklichste fürchtete, liebte sie zu innig, um sie durch leere Hoffnungen aufzurichten; er hielt es einem leidenden Herzen für zuträglicher, es seinen Besorgnissen und sich selbst zu überlassen, als durch eitles Hinhalten seine Qual zu verlängern, und es dann, wenn auch der letzte Hoffnungsstrahl verlöscht, um so schmerzlicher leiden zu lassen.

5.

Auf diese Art gieng der nach einiger Zeit eintreffende Nachricht, daß Amarelli an der Spitze seiner indeß erlangten Grenadierkompagnie bey einem Sturm geblieben sey, wenigstens der Schreck der Ueberraschung ab. Johanne hatte schon längst den gefallenen Helden beweint; die Todespost fügte ihren Kummer nichts, als die äussere Trauer bei.

Fast ein ganzes Jahr verfloß der duldenden Johanne in der tiefsten Betrübniß, nach und nach milderte jedoch die Zeit ihren Schmerz, und der Baron, der seine früher gehegten Hoffnungen um so weniger aufgab, weil Bruno vor dem Ausmarsch seinen Stiefbruder zum Erben aller seiner Güter eingesetzt hatte, richtete seine Blicke auf den zweiten Neffen. Er benutzte den Umstand, daß sich der Waffenklang aus den entfernten Gegenden wieder näher zog, zu einer Einladung an Kurt, und zu der Bitte, ihn, da er nur allzusehr die Beschwerden des Alters fühle, bei den be-

vor-

vorstehenden Durchmärschen zu unterstützen. Münchberg folgte diesem Ruf um so bereitwilliger, da, ausser der Dankbarkeit gegen den edlen Oheim, auch der stille Zug des Herzens alle seine Gedanken unaufhörlich nach Johannens Aufenthalt hinlenkte.

Mit so zärtlicher Anhänglichkeit er von Jugend auf den feurigen Bruder geliebt, mit so heldenmüthiger Entsagung er seine Empfindungen für Johannen unterdrückt, mit so zahlreichen Thränen er Brunos Tod beweint hatte; so war es doch nicht zu verwundern, daß seine Leidenschaft bei dem Anblicke der, in ihrer Schwermuth nur noch liebenswürdigern Johanne, in ungetheilter Stärke erwachte.

Ließ den tieffühlenden Kurt seine hohe Achtung für die verwaiste Braut seines Bruders, ließ ihn sein Zartgefühl, gleich noch immer jedes Wort meiden, das auch nur auf die entfernste Hoffnung hingedeutet hätte; so verrieth doch seine Unruhe, seine Beklommenheit, die Unstätheit seiner Blicke, nur zu sehr, was in seinem Innern vorgieng, auch die junge Freiin fühlte sich — so sagte ihr wenigstens eine wohlthuende, und doch von keinem, der menschlich fühlt, zu verdammende Täuschung — durch Kurts Aehnlichkeit mit dem frühern Geliebten, durch seine tiefe Trauer über dessen Tod, sanft zu ihm hingezogen. — „Ist doch Freundschaft nicht Liebe!“ — rief es in ihrem Innern. — „Ich liebte ihn immer wie eine Schwester. — Er ist Brunos Bruder, das Einzige, was

von

von den Theueren mir übrig blieb; warum sollte er mir fremd seyn? warum sollte ich ihn fliehen? warum seine sanfte Hingebung nicht dankbar erwiedern?"

6.

Indessen Kurt und Johanne, ohne den wahren Zustand ihrer Herzen zu kennen, sich insgeheim bald anklagten, bald entschuldigten, las nur der Dritte, der alte Freiherr, deutlicher in ihrer Seele; doch so erwünscht es ihm war, wenn sein Plan auch jezt noch in Erfüllung gehen sollte; so sehr ihn Kurts edler Charakter täglich mehr für ihn einnahm; so gewiß er ihn für den würdigsten Eidam ansah; so enthielt er sich doch aller Einwirkung, fest überzeugt, daß Herzen, die für einander bestimmt sind, sich selbst finden.

Auch verstattete der Heeranzug einer zahlreichen Armee gar bald keinen Gedanken an Familien-Angelegenheiten. Der Freiherr so wohl, als Kurt, hatten vollauf zu thun, den durchmarschierenden Truppen hinreichende Verpflegung zu verschaffen, und bald die Pflichten der Höflichkeit gegen die im Schloß einkehrenden rüstigen Gäste, bald die Pflichten der Menschlichkeit gegen die Kranken, in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Des leztern Amtes bemächtigte sich jedoch bald ausschlüßlich Johanne. So zart ihre Gesundheit, so ungewohnt ihr Auge bis jezt des menschlichen Elendes war; so erschien sie doch, gleich einen stärkenden Engel, überall, wo es der Hülfe bedurfte,

te, und entlockte manchen Munde einen frommen Seufzer, ein stilles Gebet, der vielleicht seit Jahren nur Flüche und Lästerungen ausgestoßen hatte.

Nach einigen stürmischen Wochen zog das kriegerische Getümmel vorüber, und je lauter das Waffengeräusch noch vor kurzem getobt hatte, desto verödeter und ausgestorbener schien nun auf einmal die Gegend. Nur wenige Nachzügler erneuerten zuweilen das Andenken an die nächste Vergangenheit; sonst war der Anblick der wieder beruhigten Landschaft ganz dazu geeignet, die Seele in ein stilles, zwischen Bangigkeit und Hoffnung getheiltes Nachdenken zu versetzen.

7.

Eines Abends, da der Baron mit Johannen und Kurt, in dergleichen Be[illegible]chtungen verloren, auf einer Gartenbank saß, und ihre Blicke über die Fluren hinstreiften, wo noch vor kurzem Geschütz und Pulverwägen aufgeführt gewesen waren, fiel ihnen ein Wägelein in die Augen, das, ob schon das Ausländische im Allgemeinen für die den Reiz der Neuheit verloren hatte, dennoch ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ein zweirädiger Karren, mit einer blendendweißen Plane bedeckt, ein abgetriebenes Maulthier, mit einem gehörnten Kummert versehen, mit Glöckchen und bunden Büscheln seltsam verziert, ein bejahrter Fuhrmann, der in schwarzer Weste und rothen Gurt,

mit zwei Terzerolen bewafnet, ernst und stattlich einher trat, kurz ein so fremdartiger Anblick war ihnen bis jetzt doch noch nicht vorgekommen, und da der Maulthiertreiber, nach allen Himmelsgegenden umschauend, ein wenig anhielt, so konnten sie ihrer Neugier nach den Insaßen des auffallenden Fuhrwerks um so leichter befriedigen.

Diese war jedoch bei weitem übertroffen, als sie näher kamen, und ein auf das netteste gekleidetes Frauenzimmer sich von den Knieen ein wenig erhob und herausbeugte, dessen Gesicht so hohe Schönheit verrieth, daß man bei seinen Anblick jeden Gedanken an eine gewöhnliche, dem Heer folgende, oder sonst auf Abentheuer herumziehende Landstreicherin sogleich aufgeben mußte. Eine bejahrte, zimlich wohlbeleibte Frau saß im Hintergrunde, und schien ihren Aeußern nach zur Bedienung der Jüngern bestimmt.

8.

Die schlanke Ausländerin — denn daß sie dieses war, zeigt so gleich ihre Madonnengestalt, ihr großes, brennendes Auge, ihre Adlernase, ihr nachtschwarzes, beim Abziehen des Sonnenhutes sich loswindendes Haar — bemerkte kaum den Baron mit den Seinigen, als ihr glänzendes Auge mit dem Blick erwachender Hoffnung auf ihnen, vorzüglich aber auf Johannen, verweilte. Sie faltete gegen diese, wie um Beistand flehend, ihre Hände; es lag in ihrem Blick, in der knieenden Stellung, in dem Aufheben ihrer schön geform-

formten Arme, etwas unbeschreiblich Anziehendes, etwas wahrhaft Bezauberndes.

Hätte es schon bei dem Freiherrn und seinen Begleitern dieser rührenden Geberden nicht bedurft, um sie zu jeder Art des Beistands bereitwillig zu machen, so verstärkte doch das Aeußere der schönen Flehenden, die Regungen des Mitleids, und foderte nur noch dringender zur lebhaftesten Theilnahme auf.

Man ließ gegenseitig nichts unversucht sich einander verständlich zu machen. Aus dem Kauderwälsch des Maultiertreibers konnte niemand klug werden; die eigentliche Sprache der jüngern Ausländerin war die spanische, die Münchberg aus Neigung zu den Spanischen Dichtern einwenig erlernt hatte, ohne sie sprechen zu können. Da jedoch die Fremde auch etwas gebrochen Französisch und Deutsch untermischte, so gelang es endlich, dahinter zu kommen, daß sie um einige Tropfen Wein bitte, weil ihre Begleiterin äußerst schwach und krank sey.

Kaum hatte Johanne dieses gehört, als sie, nach einem den Vater fragenden Blick darauf drang, das Fuhrwerk in den Schloßhof zu bringen. Sie ließ die, mit gespannter Erwartung aufhorchende Fremde verständigen, daß sie nicht eher weiter dürfe, bis die Kranke völlig genesen sey, und diese erhob ihre Augen mit einem Blick gen Himmel, drückte ihre Hand mit einer Inbrunst an die Brust, daß man wohl sehen

konn-

konnte, auf wie viel harte Herzen, sie während ihrer Reise gestoßen seyn mogte.

9.

Die Krankheit des ältern Frauenzimmers, das man der Tracht nach, für eine Nonne zu halten versucht ward, war gefährlicher, als man anfänglich vermuthete. Der herbei gerufene Arzt zweifelte lange an ihrem Aufkommen. Die jüngere, Isaura genannt, die in ihrem ganzen Wesen höchst leidenschaftlich, und eben so heftig im Haß, als in der Liebe schien, wieg fast keinen Augenblick von ihrer Seite. Sie wachte alle Nächte selbst bei der Patientin, lag, so oft jene schlummerte, den Rosenkranz betend auf den Knieen und kannte nichts angelegentlicheres als den Baron und besonders Johannen, deren gefühlvolles Herz bei der jetzigen Krankenpflege in seinem schönsten Lichte sich zeigte, mit dem beredesten Blicken und Händedrücken ihre gränzenlose Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Trug nun diese edle, mit der größten Beharrlichkeit verbundene Anhänglichkeit der reizenden Fremden um so mehr dazu bei, sie auf dem Schlosse durchgängig beliebt zu machen, weil man nach und nach mit Gewießheit erfuhr, die Kranke sey weit geringeren Standes; entfernte ihr feiner Anstand, ihre Sittigkeit, ihre bei der größten Einfachheit doch kostbare Garderobe, ja selbst der in den Reisepäßen enthaltene Geschlechtsname, jeden zum Mißtrauen Anlaß gebenden

den Verdacht; so konnte es auch nicht fehlen, daß Johanne bei ihrem regen Sinn für alles Schöne und Gute, und bei der immer mit Isauren getheilten Vorsorge für ihre Dienerin, die lebhafte Spanierin im kurzem außerordentlich liebgewann. Bald war eine Art Freundschaftsbündnißes zwischen beiden gestiftet, wie nur bei den Edleren des weiblichen Geschlechts, die sich ohne Furcht vor einen möglichen Fehlgriff einzig und allein den Gefühlen ihres Herzen überlassen dürfen, so bald und so innig entstehen kann.

Diese gegenseitige Zuneigung und der unaufhörliche Trieb nach Mittheilung besiegte auch einigermaßen die Schwierigkeiten, welche die Verschiedenheit der Sprache den Freundinnen in den Weg legte. Johanne erlernte bald einige Spanische Wörter, noch eher aber Isaura so viel deutsch, daß man über die gewöhnlichsten Gegenstände nothdürftig mit einander auskam. Gleichwohl erfuhr die Baronesse von der Fremden nichts weiter, als daß sie aus einer sehr vornehmen Familie entsprossen und in einem Kloster erzogen sey. Von der Veranlassung ihrer Reise erwähnte die Fremde nichts, und Johanne vermogte es nicht über sich, ein Geheimniß, das jene verbarg, ihr entreissen zu wollen.

10.

Um diese Zeit erhielt der Baron Briefe, welche ihn und die Seinigen in eine besondere Unruhe versezten; denn — ein tod geglaubter trat wieder in die

Rei-

Reihe der Lebendigen, so selten sich auch dieser Fall ereignet, so geschieht es doch wohl nie, ohne auf die Zurückgebliebenen eine ganz eigene, gewißermaßen beängstigende Wirkung hervorzubringen. Es ist hier nicht von rohen, niedrigern Gemüthern die Rede, welche die Habsucht beherrscht. Aber auch viele der edelsten, gefühlvollsten Menschen, die ihre nähern Verwandte und Freunde mit unzähligen, aufrichtigen Thränen beweinten, die diesen Verlust fast nicht überleben zu können glaubten, würden, wenn diese noch im Tode Heißgeliebten durch ein Wunder wieder erweckt würden, nicht wissen, ob sie dieß bei sich selbst ein glückliches oder unglückliches Ereigniß nennen sollten. Die Zeit hat lindernden Balsam in die Wunde gegossen; die Veränderlichkeit des menschlichen Gemüths, die nie rastende Sehnsucht nach zärtlicher Anhänglichkeit, hat andere Bande geknüpft; die Rechte des Todes sind verjährt; andere sind im Besitz; genug, es ist bei weitem nicht alles mehr, wie es war, und der übrig gebliebene Theil glaubt, so ungerecht er dagegen sich selbst wird erröthen zu müssen.

In ein ähnliches Verhältniß geriethen der Baron, Johanne und Kurt, als ganz unerwartet Nachrichten von einen entfernten Freunde eingiengen, Bruno sey seiner bewiesenen Tapferkeit wegen zum Major ernannt worden, und werde mit nächsten in das Vaterland zurückkehren. Ein kurz darauf folgender eigenhändiger Brief von ihm an den Baron, worinnen

nen er an Johannen blos einen Gruß und Entschuldigungen bestellte, setzte dieß ausser Zweifel, und enthielt gleichergestalt einige vorläufige, doch unbestimmte Nachrichten über seine bevorstehende Zurückkunft.

Der Baron war am ersten gefaßt; denn zwischen ihm und Kurt war es noch nicht zu der mindesten Erklärung gekommen. Derselbe Fall trat zwar auch, das Wort im strengsten Sinne genommen bei Johannen und Münchberg ein; allein ihre Lage war doch bei weitem verwickelter.

Schon längst waren sie gewohnt sich immer zu sehen, schon längst hatten sich ihre Herzen einander, ob wohl unmerklich genähert; schon längst hatte Johanne kein Vergnügen gekannt, ohne es mit dem Freunde zu theilen; schon längstens hatte Kurt den Tod seines Bruders für einen Wink angesehen, daß das Höchste, vorher mit unsäglicher Entsagung aufgegebene Glück, noch bestimmt sey.

Jetzt trat der erst geliebte, jetzt trat der theuere Bruder, wieder auf, und schlug gleich das Herz noch so unruhig, der Verstand konnte nicht lange ungewiß bleiben, was die Pflicht fordere.

12.

Kurt und Johanne verschloßen alle ihre Empfindungen in sich selbst, denn wie hätten sie unter dem nun eintretenden Verhältniß wohl vermocht einander zu entdecken, was selbst vorher nur ein Blick und Händedruck zu verrathen gewagt hatte? Sie fühlten sich

zu

zu einander unaufhörlich hingezogen, und fanden es doch nothwendig, sich zu meiden. Ihre Augen — und in der That die Augen Beider gehörten zu den ausdruckvollsten, sanft flehendsten, die man sehen konnte — suchten einander überall, und sanken doch dann betroffen zur Erde. Jedes Wort, das sie einander sagten, und des öftern Zusammenkommens wegen sagen mußten, schien ihnen bei ruhiger Prüfung zu zärtlich, zu vertraut, und doch wäre es für Beide unmöglich gewesen, sich kalt und gleichgültig zu benehmen.

Endlich faßte Kurt nach mancherlei Kämpfen den Entschluß, unter dem Vorwande, seinem Bruder entgegen zu reisen, das Schloß, das sein Liebstes umfing, zu verlassen, als ein abermaliger Brief Amarellis, dessen gewisse Ankunft in der Hauptstadt auf den Johannistag, zu Helmoldshausen aber auf einige Tage später, festsetzte, und der Baron, der schon längst eine Reise in die Residenz zu unternehmen gesonnen war, sich erklärte, den Wiedergefundenen mit Johannen dort zu überraschen.

Nun hielt Kurt für unerläßlich, geschehe es auch mit der schmerzlichsten Anstrengung, der Pflicht jedes Opfer zu bringen. Er wollte die Reise mitmachen, er wollte ganz der vorige scheinen; den theuern Bruder sollte kein Gedanke entstehen, daß es je anders gewesen seyn könne, als vor seinem Abschiede. Er allein wollte leiden, wollte Zeuge der ersten Wiederumarmung seyn, und, durch Ueberwindung seines Herzens,

zens, der ihm von Johannen gewährten Zuneigung, der Liebe des wiedergeschenkten Bruders, würdig werden.

13.

Den alten Freiherrn war der innere Kampf des Jünglings nicht gänzlich entgangen; aber er hielt sich verbunden, die Auflösung dieser verworrenen Verhältniße dem Herzen seiner Tochter und der zwei Brüder selbst zu überlassen. Auch an jenem schönen Gewitterabende, dessen wir im Eingange gedachten, blieb er, obschon mehrmals wankend, diesem Vorsatze getreu, und bestimmte den Namenstag der geliebten Tochter, nicht ohne innere Beklommenheit, zu einem geselligen Feste, weil dieß an Johannens Namenstage immer der Fall gewesen war, und er so wohl diese, als Isauren, die, nach erfolgter Wiedergenesung ihrer Begleiterin, sich von Fortsetzung ihrer Reise nicht länger zurück halten ließ, durch die Anwesenheit einer frohen Gesellschaft zu zerstreuen und zu erheitern hoffte.

Es tagte ein Morgen, hehr und herrlich, wie jener, der zuerst über Eden herandämmerte, und kaum färbte die Morgenröthe den äußersten Rand des Himmels, als schon auf den umliegenden Bergen die Johannisfeuer, von Jünglingen und Mädchen entzündet, gleich Opferflammen, hellschimmernd aufloderten.

Isaura, die jetzt vor steter Sehnsucht, baldigst weiter zu kommen, immer mit dem frühesten erwachte, hatte diese Freudenfeuer mit stillen Vergnügen betrachtet. Kaum waren sie niedergebrannt, als sie sich eilig ankleidete, und kaum hatte die Sonne in goldener Klarheit die perlende Halme und Blumen vom nächtlichen Thau getrocknet, als sie lauschend den Vorhängen vor Johannens Schlafzimmer nahete.

Auch die Baronesse hatte vor Unruhe, womit die bald bevorstehende Zusammenkunft mit Amarelli sie erfüllte, nicht lange des Schlummers genossen, und bald waren beide Freundinnen einverstanden, des schönen Morgens auf einem Hügel, von dem man die ganze Gegend übersehen konnte, noch zum letztenmale recht mit vollem Herzen zu genießen.

Als sie Arm in Arm durch den englischen Garten die Wanderung antraten, blieb Isaura am Eingange eines Lindenkreises stehen, zeigte ins Gras, und rief verwundert aus: „Sieh, sieh, liebe Johanne! viele, viele Kränze!“

Die Baronesse hob einen der zunächst liegenden auf; er war von Sternblumen geflochten, den von zärtlichen Herzen hochgeachteten Wahrsagerin, ob und in welchem Grade man geliebt sey? Bald errieth auch Johanne die Ursache dieser Kranzsammlung, und erklärte dann ihrer aufhorchenden Freundin die Landesgewohnheit, nach welcher, wenigstens in jener Gegend, die manbaren Jungfrauen am Abende vor

Johannis mit solchen Kränzen nach Baumzweige werfen, und sich von dem Zufalle, ob der Kranz das erste, zweite, oder drittemal hängen bleibt, die Gewißheit verbürgen lassen, in welchem der nächst folgenden Jahre ihnen der Liebste zu Theil werde.

14.

Isaura hörte aufmerksam, mit wehmüthigem Lächeln zu; eine Thräne verschönerte ihre großen, Blitzen-Augen. — „Wir auch warfen!" rief sie dann rasch aus — du Braut — ich gemerkt; ich klug; du Frau übers Jahr — sehen, ob Wahrsagung richtig!"

Johanne, die in diesem Augenblick so gern der Freundin alles, was lastend auf ihrem Herzen lag, entdeckte, die eben so gern etwas von den Schicksalen der nun bald Scheidenden erfahren hätte, wäre nur das Mittel der gegenseitigen Verständigung nicht zu unbehülflich und langweilig gewesen, gab sich dem, für sie schmerzlichen Spiele willig hin, warf den Blumenkranz, und verfehlte den Zweig.

„Sieh wie thöricht es ist, das Schicksal zu fragen" — sagte sie schwermuthsvoll.

„Du nicht rechtgläubig — du Ketzerin" antwortete Isaura mit mitleidsvollem Blick — nicht in Himmel kommen, ach heilige Jungfrau! — Ich werfen — ich!"

Sie ergrief einen Kranz, hing ihn an den Arm, kniete auf einer Rasenerhöhung nieder, und betete dann mit niedergeschlagenen Augen einige Ave's so

inbrünstig, daß Johanne tief gerührt ward. O gewiß Isaurens Andacht mußte ihrem Heiligen einen heißen Herzenswunsch im Gebete vortragen, und so fromme Seufzer mußten Erhörung finden.

Feurig sprang dann Isaura auf, zielte einige Augenblicke und warf nach dem Zweige. Der Kranz blieb sogleich hängen. Die schöne Gläubige schmiegte sich mit dem Ausbruche der heftigsten Freude ihrer Freundin in die Arme, und weinte an ihrem Busen tausend dem Himmel dankende Thränen.

15.

Der günstige Ausspruch des ländlichen Gottesurtels, auf das Isaura festes Vertrauen zu setzen schien, gab der lebhaften Spanierin eine so heitere Stimmung, als Johanna noch niemals an ihr bemerkt hatte; die Freude lieh ihren Augen das schönste Feuer, ihrem ganzen so stolzen, und doch so hinreissenden Wesen einen unbeschreiblichen Reiz. Johanne konnte sich an dem Anblick der holden Erscheinung kaum sättigen; ihre Gutmüthigkeit bewegte sie zu der Aeusserung, daß Kurt hier zugegen seyn möchte. An diesem glaubte sie bemerkt zu haben, daß er Isaurens nie ohne die größte Huldigung erwähnen könne, so wie an Isauren, daß ihr groses Aug oft auf Münchbergs Zügen sinnend, verweile. Doch vermuthlich war dieses alles nur Täuschung ihres Herzens. Sie schob sich den Wunsch unter, ihren

 Freund

Freund durch eine Andere getröstet und belohnt zu sehen, und war doch auf beide fast eifersüchtig.

Isaura sah in dieser Aeuserung nichts weiter als die Bestätigung ihrer geheimen Vermuthung, daß die Baronesse und Münchberg ein liebendes Pärchen sey, und die beiden Freundinnen, von der Anmuth der vor ihnen ausgebreiteten Landschaft, vor dem Anblick weidender Heerden und vorüberwallender Landleute ergriffen, geriethen bald auf andere Gegenstände, die sich eher mit Geberden und wenig Worten abfertigen ließen.

16.

Erst als die Mittagszeit herannahete, schieden die Freundinnen von der schattigen Laube, und erfuhren, durch einen entgegen geschickten Bedienten, daß der Baron, um nicht das mindeste von dem schönen Tage einzubüßen, unter einem Zelte habe decken lassen.

Schon von weitem lud das Zelt, mit Guirlanden von Laub, Feldmohe und Kornblumen verziert, freundlich in seine Umschattung ein; die Tafel selbst aber schien ein Göttertisch, von Flora und Pomona mit ihren geliebten Töchtern verschwenderisch ausgestattet. Rosen aller Art und Farbe bildeten einen Kranz; Erdbeeren und Kirschen lockten in den glänzendsten und geschmackvollsten Gefäßen; Körbchen mit Orangen und frühen, vom alten Schloßgärtner dem Gewächshaus nicht ohne Stolz abgewonnenen Weintrauben, sollten Isaura in die südliche Heimath

ver-

versetzen, Schmetterlinge und Käfer, von dem lieblichsten Duft und Blumenschein angelockt, schwärmten und sumsten darüber hin, und schufen durch ihre, wenn gleich zu Zeiten beschwehrliche Gegenwart, ein nur noch lebendigeres Blumen- und Fruchtstück.

Bestand gleich die Gesellschaft nur aus der Familie des Barons und einigen benachbarten Edelleuten, so erweckten doch die Landluft und die heitern Umgebungen sehr bald laute Freude. Wie von einem süßen Traum erhoben, zeichnete sich vor allen andern Isaura aus; sie ließ sich sehr leicht bereden, ein Spannisches Liedchen zu singen; und entfaltete bei dieser Gelegenheit, ohne es zu wissen und zu wollen, den Blick, Mine und Beugung des Kopfs den Ausdruck jeder zärtlichen Leidenschaft, von dem ersten, sittigen Erröten an bis zur schmachdendsten Liebesglut; sie unterhielt die Damen, so gut sie es vermochte, von der Tracht und den Sitten ihrer Landsmänninnen; sie war die erste, die ihre geliebte Freundin und sich selbst mit den ausserlesendsten Rosen bekränzte.

Doch indem sie noch mit ihrer Munterkeit, mit ihren feuerigen Augen, alles belebte, und eben, um auf die ausgebrachte Gesundheit der Braut und des Bräutigams mit zu trinken, das Glas an die Lippen setzte, stieß sie plötzlich einen heftigen Schrei aus, drückte nicht achtend der zerbrechlichen Knospen, die Hand auf dem Bußenstrauß, wurde bleich, und

bat

bat zitternd Johannen, sie in den nächsten Pavillon zu begleiten.

Niemand wußte, was ihr begegnet sey, und alle wollten ihr helfen. Doch sie wies die Erschrockenen mit der Hand winkend zurück, und stürzte, Johannen mit sich fortziehend, in den Gartensaal.

17.

Noch war alles voll Besorgniß und auf den Ausgang gespannt, als Isaura die Thür des Pavillons aufriß, und mit lauter Stimme: „todt! todt! zu Hülfe!" rief. In demselben Augenblick warf sie die Thür wieder zu, man hörte Geräusch am Schlosse, als wollte sie zuriegeln. Die Anwesende ergrieff Verwirrung und Bestürzung. Man eilte zu den Pavillon; man rief um Eröfnung der Thür; man sprengte sie endlich, da keine Antwort erfolgte, Isaura, beide Arme fest an sich gepreßt, drängte sich gewaltsam durch die Hereinstürzenden, und flüchtete in den gegenüberstehenden Pavillon. Die Baronesse lag todtenblaß auf den Sopha. Münchberg schrie laut auf. Ein schrecklicher Argwohn erwachte, und der Ausruf: die Spanierin hat sie ermordet! schwebte auf mehrern Lippen.

18.

Allerdings gab die auffallende Gereiztheit und die Flucht der, in ihrem ganzen den Aeußern stets leidenschaftlichen Fremden, so wenig man einen Zusammenhang finden konnte, diesen Verdacht einigen Anschein;

doch

doch entdeckte man in kurzem, daß man geirrt habe. Johanne war blos ohnmächtig, und bald eilte auch Isaura, immer noch die Hand schmerzlich auf das Herz haltend, wieder herbey, um den Damen, die sich mit der Baronesse beschäftigen, auf das thätigste beizustehen.

Erlosch gleich hierdurch die übereilte Erbitterung gegen die schöne Spanierin augenblicklich, so blieb doch das Räthsel noch immer ohne Auflösung. Ein Theil davon ward aber von Isauren, die man von allen Seiten deshalben bestürmte, theils durch Worte, theils durch die sprechendste Pantomine baldigst erklärt.

Die, in eine Art lyrischer Schwärmerei versezte Isaura, hatte sich, wie schon erwähnt, Busen und Haare mit Rosen geschmückt. Durch die Süßigkeit des Spannischen Weins, den die Donna gefodert hatte, oder durch den Blumenduft angelockt — ein entzückender Dichter würde vielleicht eine schöne Täuschung erwähnen — wählte sich eine herumkreisende Wespe, die Blumenkelche an ihrer Brust, und bald ein Plätzchen nebendenselben, zum einstweiligen Ruhesitz. Kaum erblickte die Spanierin das Unheildrohende Insekt, als sie vor Schrecken nach der bedrohten Stelle fuhr, Durch diese Bewegung erzürnte sie die kleine Stachelträgerin, und bewirkte, statt sie von sich abzuwehren, gerade das Gegentheil. Die gereizte Näscherin suchte den einzigen Zufluchtsort, der ihr

offen stand. Sie schlüpfte kützelnd in das Thal der reizendsten jetzt unruhig wallenden Lilienhügel. Isaura drückte nun vor Angst nur noch heftiger, und ward von der verzweifelnden Feindin auf das empfindlichste gestochen. Mit aller Fassung, die ihr zu erzwingen möglich war, — kennte sie vor Männern wohl sagen, was ihr begegnet sey? — rief sie die Freundin zur Hülfe, und entfloh mit ihr in den Pavillon. Das, wie sie glaubte, immer aufs neue Gefahr drohende, doch in der That schon früher erdrückte Insekt, mußte entfernt werden; dieß aber stand nicht anders zu bewirken, als durch Auflösung so mancher einengenden Fessel. Bei dieser Beschäftigung sank Johanne in Ohnmacht, ohne daß Isaura, nach ihrer Versicherung, eine Ursache angeben konnte. Die Donna, hierdurch in die größte Beängstigung versetzt, schrie, ihre Entkleidung vergessend, um Hülfe; aber ein Blick auf sich selbst ließ sie in denselben Moment jedes fremde, besonders männliche Auge scheuen. Sie verschloß eilig die Thür des Pavillon, weil entweder jungfräuliche Schüchternheit, über den Wunsch, der Freundin Beistand zu verschaffen, siegte, oder sie auch hofte, Johannen allein wieder ins Leben zu rufen. Nach gewaltsamer Eröffnung der Thür, sah sich die Schamhafte plözlich in einem Zustande der Verzweiflung. Nur der allgemeinen Bestürzung hatte sie es zu verdanken, entweihenden Blicken entgangen zu seyn; so mancher der anwesenden Gästen verwünschte jetzt ins-

ge-

geheim seine Blindheit. Um sich zu retten, war sie geflohen, und erst dann zurückgekehrt, als sie das, selbst vor dem Mond zu verbergende schöne Geheimniß wieder umschleiert hatte.

19.

Während Isaura, mit hoher Purpurröthe, den Damen diese Geständnisse halb that, halb errathen ließ, und diese denn, von Neugierde geplagten Eheherren und Liebhabern einen Auszug mittheilten, hatte sich Johanne auf ihrem Zimmer ziemlich wieder erholt.

Der um ihre Gesundheit zärtlich besorgte Vater gab ihr seine Beunruhigung über diesen, bei ihr sonst ungewöhnlichen Zufall zu erkennen, und ihr Herz bedurfte jetzt zu sehr eines Vertrauten, um nicht den Baron die Ursache dieses Ereignisses offenherzig einzugestehen.

Sie erzählte ihm die Umstände von Anfang an genau so, wie er sie durch eine Dame, nach Isauras Bericht vernommen hatte.

„Aber, o mein Vater!" — fuhr sie fort „da ich der, ihrem Schmerz fast unterliegenden Freundin Linderung schaffen wollte, nimmer werden Sie errathen, was ich erblickte! der Brillantring, an eine seidene Schnur befestigt, war es, was die schöne Fremde an ihrer Brust trug, derselbe Solitair, den ich Bruno beim Abschiede gab! der mich, ich weiß selbst nicht, wie? überfallende Gedanke an jenen Tag,

an

an meine Thränen, an seine Schwüre, der Gedanke, daß der mir vom Geschick bestimmte Bräutigam treubrüchig sey, der Gedanke — ach muß ich endlich die Schwäche meines Herzens verrathen! — daß meine Liebe zu Kurt — ja, ich liebe ihn unsäglich; in diesem Augenblick ward es mir deutlich! kein Verbrechen sey: — Alles, alles dieses bestürmte mich, als ich jenen Ring gewahr ward, und die Natur war zu schwach um nicht den Antrang so mannigfaltiger, zugleich in mir erregter Gefühle zu unterliegen."

20.

Den alten Freiherrn befremdete diese, ihm kaum glaubliche Entdeckung nicht wenig. Er meinte daß hier vermuthlich ein Irrthum im Spiel sey, daß Ringe einander gleich sähen. Doch, als Johanne ihn an die, gewiß seltene Kostbarkeit jenes Edelsteines erinnerte; als sie ihn versicherte, daß sie noch denselben Faden am Bügel des Rings erblickt habe, den sie selbst darum gewunden, so konnte er kaum seine Unruhe länger mäßigen.

Er verließ seine Tochter, die der Ruhe bedurfte, und hinterbrachte der Gesellschaft bedauernd, daß Johannens Krankheit, ihr nicht erlaube wieder zu erscheinen. Hiermit erreichte er seine Absicht, die ihm jetzt lästig fallende Gäste zu entfernen.

Kaum hatten jene Abschied genommen, als er Kurt auf die Seite zog, und mit ihm Isauren aufsuchte, die indessen, unter Beistand ihrer erfahrnen Duenna,

den

den Schmerz des verwundeten Busens mit kühlenden Blättern gestillt hatte. Mit Hülfe dieses Dolmetschers bat er sie, ihm, so viel es einem Dritten gestattet sey, jetzt zum Abschiede einen Blick in ihr Schicksal zu vergönnen, wozu sie sich um so lieber entschlüßen werde, da, dem Anscheine nach, die Beruhigung seiner Tochter davon abhänge.

21.

Donna Isaura, die noch immer von der plötzlichen Ohnmacht ihrer Freundin keine Ursache ergründen konnte, ließ sich hierzu bereitwillig finden, und erwiederte in den süßesten Tönen, ihrer hochklingenden Sprache folgendes, was Kurt dem Baron so gut als möglich ins Deutsche übertrug:

„Schon längst" — begann Isaura — „schien es mir Pflicht, wenigstens meiner holden Wohlthäterin, das Räthsel meiner Wallfahrt zu erklären. Nur die Unmöglichkeit, mich ihr anders, als durch einen männlichen Dolmetscher, völlig verständlich zu machen, hielt mich davon zurück. Jezt, da ich nach Ihren Aeusserungen auf irgend ein Mißverständniß schließen muß, könnte es Kaltsinn und Undank verrathen, wenn ich länger schwieg."

„Das unglückliche *** ist mein Geburtsort. Ich gehöre einer der angesehensten spanischen Familien an, und begab mich kurz vor Ausbruch der Unruhen, auf dem Wunsch meiner frommen Aeltern, als Novize ins Kloster. Unbekannt mit der Welt, hegte ich sonst

kei-

keine Wünsche, und konnte den Tag kaum erwarten, an welchem ich eingekleidet werden sollte."

„Um diese Zeit näherten sich die Schrecken des Kriegs unserm Aufenthalte; wir wenigstens wir Jüngern, erfuhren in unserer stillen Zelle nicht eher etwas davon, bis wir den ersten Donner der Kanonen vernahmen. Die Stadt ward belagert, und bei der Schwäche der Unserigen, bei der Unordnung, die unter ihnen selbst herrschte, stand kein glücklicher Erfolg, wohl aber wegen der Erbitterung beider Partheien, das Schreklichste zu befürchten, wir lagen täglich und nächtlich vor den heiligen Altären, ohne eigentlich zu wissen, um was wir zur Himmelskönigin beten sollten."

„Das erste Schießen, das wir gehört hatten, rührte von einem Ausfalle der Belagerten her. Sie waren zwar mit Verlust zurückgetrieben worden, hatten aber doch auch mehrere Gefangene gemacht. Ein Theil der Blessirten wurde, da unser Kloster überhaupt zur Krankenpflege bestimmt war, wegen Mangel andern Platzes, in demselben verwahrt."

„Unter dem am schwersten Verwundeten, befand sich auch ein feindlicher Officier, der sich durch seine Tapferkeit vor allen andern ausgezeichnet hatte. Hingerissen von der Hitze des Kampfs, war er zulezt in einen Hinterhalt der Unserigen gefallen, und nur durch einen bejahrten, die Tapferkeit des Jünglings achten-

den

den Commandeur, der Wuth und Rachgier seiner Feinde entrissen worden."

„Die Menge der Hülfsbedürftigen, und der daher entstehende Drang der Nothwendigkeit veranlaßte es, daß man sich jetzt nicht blos der ältern Nonnen, sondern auch der jüngsten, zur Wartung der Verwundeten bediente. So lernte ich den fremden Officier kennen. Mein unbewachtes unerfahrnes Herz wurde schon bei seinem ersten Anblick von nie gefühlten Regungen erfüllt; jeder Tag unsers Umgangs entzündete eine Leidenschaft heftiger, die mir bis dahin gänzlich unbekannt geblieben war.

Es glückte mir, einiges zu seiner Genesung beizutragen, so wie späterhin, eine drohende Gefahr von ihm abzuwenden. Die Dankbarkeit seines Herzens vermochte ihn vielleicht, die Empfindungen, die er in meinen Augen las, zu erwiedern."

„Doch stellte mir schon die erwählte Bestimmung und das im Herzen längst abgelegte Gelübde, dieses Bündniß als ein Verbrechen vor; so war auf der andern Seite die Zeit, in welcher wir uns gefunden hatten, einer nähern Verbindung nicht günstig. Mein Vater war während der Belagerung rühmlich gefallen, meine Stiefmutter geflüchtet. Von meinen übrigen Verwandten hatte ich keine Nachricht. Auch wurde die Lage der Stadt, in welcher die niedere Classe des Volks nicht mehr in Zaum zu halten war, täglich bedrängter."

„End-

„Endlich — o! lassen Sie mich über die furchtbarsten Tage meines Lebens hinweg eilen — erfolgte der Sturm, und bald darauf, nach der hartnäckigsten, an Raserey gränzenden Vertheidigung, die Eroberung.“

„Auch von den Schrecken, die eine Erstürmung mit sich führt, von meinem Verborgenbleiben bis fast zum verhungern, von meinem Entfliehen, lassen Sie mich schweigen; zu meiner Geschichte gehört nur so viel, daß zuletzt unser Kloster in Brand gerieth, daß die Pförtnerin, meine jetzige Begleiterin, die mich von jeher mit einer Art Abgötterei geliebt hatte, alle Gefahren mit mir theilte, und daß mein indeß längst befreiter Geliebter mir als rettender Engel erschien.“

„Ich war ohne Obdach, ohne Schutz. Ich ergab mich ohne Vorwurf meines Gewissens einer Liebe, die schon vorher das Glück meines Lebens gewesen war, und nun nach Vernichtung des Klosters, selbst von der Vorsicht gebilligt schien. O wie so seelig prieß ich das Loos, mich die Seinige nennen zu dörfen; wieder finden muß ich ihn, oder sterben!“

„Die noch immer nicht ganz geheilte Armverwundung meines Geliebten bewirkte, nachdem die Ordnung wieder hergestellt war, seine Zurücksendung mit einem Theil anderer Bleßirten, über die ihm das Commando übertragen wurde. Er entdeckte mir seinen Entschluß, sich an der Gränze von Deutschland ansäßig zu machen, und in meinen Armen das Glück

sei-

seines Lebens zu finden; er rettete mir einen Theil des Väterlichen Vermögens."

„Als ich eines Tags dem Zuge, voll der süßesten Hoffnung, folgte, ward ich durch eine aus den Gebürgen herabstürzende Bande Brigands von dem Geliebten getrennt. Die Begierde, womit diese, ohne uns zu bemerken, den Bewaffneten nachsetzten, verschafte uns zwar Gelegenheit, durch eine Schlucht zu entfliehen; doch der größte Theil unserer Wägen versank von einer morschen, jetzt zu sehr belasteten Brücke, in einen fast unermeßlichen Abgrund."

„Da wir überall als Spanierinnen erkannt wurden, gelangten wir ohne große Schwierigkeit über die Gränze. Auf eingezogene Erkundigung erhielt ich die Bestätigung meiner Vermuthung, daß mein Freund mit den übrigen Entkommenen nach Deutschland abmarschiert seyn möge. Von diesem Augenblick an habe ich ihn überall, doch ach! vergebens, gesucht. So lange meine Baarschaft und die wenigen, mir angehörigen Kostbarkeiten zureichen, werde ich nicht davon ablassen. Meine Heiligen haben mir an diesem Morgen ein günstiges Zeichen gegeben, dem ich gläubig vertraue."

22.

Dieß ungefähr war der Inhalt von Isaura's Erzählung, und nun eilte sie zu ihrer Freundin, von welcher man sie noch bis jetzt aus dunkler Besorgniß zurückgehalten hatte.

Der Baron gieng einen Zusammenhang suchend und, beinahe wider Willen ahnend, noch mit sich selbst zu Rathe, was ferner zu thun sey, als ihm ein Brief Amarelli's überbracht wurde. Dieser meldete ihm, daß er bereits in der Hauptstadt angelangt sey, aber, wegen mancherlei verwikelten Aufträgen, vermuthlich erst nach einigen Wochen des Glücks genießen könne, ihn und die geliebte Braut in Helmolshausen zu umarmen.

Die Kürze des Schreibens, der offen beiliegende, mehr verbindlich, als zärtlich, abgefaßte Brief an die Baronesse, selbst der auf ein Ungewisses hinaus geschobene Besuch, bestärkten den Baron nur noch mehr in der schon früher gefaßten Vermuthung, daß vielleicht — —

„Doch warum nicht auch den letzten Schritt thun, der ja alles aufhellen muß!“ — rief er bei sich selbst, als er durch das geöffnete Fenster in diesem Augenblicke die im Garten lustwandelnde Isaura bemerkte.

Nach einer kurzen, ruhig, doch, so viel die Unbehülflichkeit der Sprache es verstattete, höchst interessant scheinenden Unterhaltung, war sein weiterer Entschluß augenblicklich gefaßt. Er begab sich von neuem zu Johannen, und da er sie wieder verlassen wollte, fühlte sich die niedliche Kranke so wohl, so gestärkt, daß, nach ihrem Wunsche, der Baron Isauren und Münchberg zum Abendessen in ihr Zimmer lud.

Fast

Fast wäre man zu glauben versucht worden, die beiden Freundinnen hätten jetzt die Rollen vertauscht. Belebte die Spannierin am Mittage die ganze Gesellschaft, so ward jetzt das Abendessen von Johannen, die wie auf Rosenwolken zu schweben schien, mit sinniger Zartheit erheitert.

Doch bald schien das Vorgefühl der morgenden Trennung sich ihrer zu bemächtigen. Sie schloß, wie vom Schmerz der Trennung plötzlich ergriefen, Isauren auf das zärtlichste in die Arme, und rief ihr bittend ins Ohr: „Verlaß uns noch nicht, Isaura! Reise mit uns nach der Hauptstadt!“

Der Baron und Kurt fanden diese Idee ungemein natürlich und erfreulich. Isaura sprach lange zu Münchberg von der Unmöglichkeit, von ihrem festen Entschluße, von ihrer Rastlossigkeit, die sich nicht länger bekämpfen lasse. Als jedoch dieser sowohl, als der Baron, ihr vorstellte, daß sie gerade in der Nähe des Hofes am ersten diejenigen Nachrichten einziehen könne, welche zu Erlangung ihres Wunsches erforderlich wären; als Johanne sie immer fester umschlang, und durchaus nicht eher, als bis nach erlangtem Jawort, aus dieser schönen Gefangenschaft lassen wollte; da vermochte sie endlich nicht länger zu widerstehen. Es war ja nur ein Umweg von drei Meilen, und dann wollte sie um so schneller — der Armee nach — gradeswegs über die Gränze!

23.

Mit Anbruch des nahen Morgens bestieg die wieder genesene Pförtnerin, unter Tausend, dem Schlosse und seinen wohlthätigen Bewohnern ertheilten Seegnungen, ihr Spannisches Fuhrwerk, selbst dem jetzt wohlbeleibten, ungedultig klingelnden Maulthier, und seinen Wortkargen, doch freundlich blinzelnden Treiber, konnte man es ansehen, daß hier noch die alte Gastfreiheit wohne; bald darauf folgte auch der Guthsbesitzer mit den Seinigen und der schönen Fremden.

Sobald der Baron an Ort und Stelle angelangt war, suchte er den Major auf, doch ohne von Johannens und Kurts Mitgegenwart etwas gegen ihn zu erwähnen. Amarelli zeigte sich zwar über die angenehme Ueberraschung ausserordentlich erfreut, zog Erkundigung über Johannens Befinden ein, und suchte das Gespräch so lebhaft, als möglich, fortzusetzen; doch schon nach den ersten Ausbrüchen seines Gefühls, versank er in eine auffallende Stille. Sein Auge starrte düster vor sich hin. Man sah es deutlich, nicht blos überstandene Beschwerden, nicht blos Entfernung vom Vaterlande und Krankheit, konnten diesen Blick so getrübt, dieß sonst so feurige Herz so erkältet haben.

So wenig diese Bemerkungen dem gutmüthigen Oheim entgiengen, so wenig fand er doch für gut, etwas darüber zu äussern. Vielmehr lud er Amarelli auf einige Stunden später in sein Absteigquartier

tier ein, was denn jener bereitwillig, ja zuletzt sogar zärtlich gerührt und ganz wieder der vorige scheinend, zusagte.

24.

Münchberg, in dessen Brust, besonders in den letzten Tagen, Liebe zum Bruder und zu dessen Braut, Pflicht und Neigung, so manchen harten Kampf unter sich bestanden hatten, war blos auf dringendes Verlangen des Oheims indessen bei den Frauenzimmern geblieben. Aber fast bereute er seine Nachgiebigkeit, fast verließ ihn alle, bis jetzt so muthvoll zusammen gehaltene Kraft; denn, so wenig er nun noch auf Johannens Herz den mindesten Anspruch machte, mit so hoher Achtung in ihre Fassung, ihre Fügung in die veränderten Umstände erfüllte, so dünkte ihn doch in diesen entscheidenden Augenblicken ihre innere Ruhe auch allzunatürlich, ihre Heiterkeit zu wahr, ihre Lustigkeit, mit welcher sie um Isaura tändelte, fast übertrieben. Ward es ihr denn so gar leicht, ihn aufzugeben? oder hatte er ihr nur zum Spielball gedient und war ihr nicht wenigstens werth genug, daß sie die Qualen seines Herzens kannte und sehn schonte.

Selbst Isaura, ununterrichtet von Allem, was um sie vorgieng, wußte sich kaum in die sanfte Freundin zu finden, und gab dieß zulezt sogar zu erkennen. Doch die Baronesse brachte nun das gestrige Kranzwerfen wieder in Erinnerung, und wußte die

Wunderglaubige mit so süßen Hoffnungen und Ahnungen zu erfüllen, daß nun beider Herzen bald Scherz, bald Wehmuth zu streiten schien, und für Kurt bei den beiden Mädchen nun vollends kein längeres Bleiben war.

25.

So bald der Baron zurück kam, eilte Münchberg zu ihm und erhielt die Nachricht, daß Bruno in kurzem den Besuch erwiedern werde. Man traf die Verabredung, Kurt selbst solle ihm die Thür öffnen. Dann begab sich der Baron noch auf einige Minuten zu Johannen, und gieng dann, sich mit Ungeduld die Hände reibend, wieder zu Kurt.

Schon fast eine Stunde lang hatte dieser sehnsüchtig am Fenster gelauscht, als er endlich den Theuren, verlohren geglaubten die Strasse heraufkommen sah. Uebermannt von unaussprechlichen Gefühlen, sprang er auf, ihm entgegen; beide Brüder sanken sich mit der zärtlichsten Inbrunst in die Arme. Wer an Brudertreue nicht glauben will, der hätte Münchberg sehen sollen, der doch durch Brunos Zurückkunft von den schönsten Hoffnungen seines Lebens auf ewig getrennt wurde.

„Auch meine Tochter ist mit uns gekommen,“ hub der Baron an, da sich die Brüder ein wenig erholet hatten.

„Auch Johanne?" erwiderte Bruno, und auf seinem Gesicht wechselte mehrmals Erröthen und Erbleichen.

Und schon öffnete der Baron die Flügelthüren einer anstoßenden Reihe Zimmer. Amarellis Augen fielen auf den im letzten Cabinet stehenden Sopha. Die eine von den darauf sitzenden Damen richtete sich in die Höhe, und — so wohl Bruno, als Isaura, standen verzückt, als erblickten sie einen geliebten Schatten; dann aufeinander zu fliegen, und sich umarmen, und vor Entzücken weinen und lachen, und sich aufs neue umarmen, war den sich Wiederfindenden Eins.

Auch Kurt und Johanne blickten einander unverwandt an, und wären so gern dem Beispiele jener gefolgt. Doch ihre Mienen sprachen ja deutlich genug; ihre Herzen klopften ja fast hörbar.

26.

Erst nach einigen Tägen konnte der Baron dazu gelangen, die etwa noch unaufgelößten Räthsel sich von Amarelli vollends aufhellen zu lassen.

Isaura — dieß war der Hauptinhalt von des Majors Erzählung — hatte ihm zweimal das Leben gerettet; einmal, da er tödlich verwundet, ohne ihre zärtliche Pflege völlig hülflos gewesen wäre; das

zweitemal, mit Preisgebung ihres eigenen Lebens, da die bis zur Wuth erbitterten Einwohner alle Gefangene aufsuchten, um sie zu ermorden. In einer dieser blutigen Nächte verbarg ihn Isaura, nicht achtend der Schande, ja selbst des Todes, womit jede Entdeckung sie bedrohte, im Chor ihrer Klosterkirche.

Schon im Anfang seiner Wiederherstellung hatte Bruno der liebenswürdigen Pflegerin, zum Zeichen seiner innigsten Erkenntlichkeit, den von Johannen beim Abschied erhaltenen Ring, die einzige Kostbarkeit, die den Scharfblick seiner Feinde entgangen war, nach langer Weigerung aufgedrungen. Damals glaubte er dieß noch bei seiner Braut verantworten zu können; denn — so entschuldigte er sich wenigstens bei sich selbst — auch die Braut mußte ja der Retterin seines Lebens, jeden Beweis seiner Dankbarkeit gönnen.

Späterhin, da Isauras Leidenschaft sich nicht mehr verbergen konnte; da er seine längst empfundene Liebe von der feurigen Klosterjungfrau auf das zärtlichste erwiedert sah; da sie alles für ihn aufs Spiel setzte, ward es ihm zur Gewißheit, daß er so, wie Isauren, keine andere Sterbliche, selbst nicht Johannen zu lieben vermöge.

Er suchte seine Retterin, seine Heißgeliebte, bey der, nach der Eroberung erfolgten gräßlichen Verwirrung

rung lange vergebens, und erst am dritten Tage war er so glücklich, sie, mitten zwischen brennenden Gebäuden, endlich aufzufinden. Auf seinen Schuldern trug er sie durch Flammen und Einsturz drohende Mauern.

Von nun an sahen sich Beide als für einander bestimmt an. Bei dem Ueberfalle in den Pyrenäen wurde Bruno auf das neue gefangen, aber bald nachher wieder befreit. Er spürte nun rastlos der Verlornen nach, erhielt aber bald die schreckliche Nachricht, daß auf der Flucht alle bei seinem Zuge befindlich gewesene Wägen in einen reißenden Bergstrom herabgestürzt, und nur einige zerschmetterte Leichname, unter diesen auch ein durch Jugend und Schönheit das Mitleid um so mehr erregendes Frauenzimmer, aufgefunden worden wären. Das Kloster, wo man die Verunglückten begraben, wurde ihm genannt. Mit Gefahr aufs neue in Gefangenschaft zu geraden, kehrte er dahin zurück, bestand auf Eröfnung des Sargs, und erlangte diese endlich. So viel die traurigen Ueberreste noch ihm Erkennen gestatteten, hielt er sich für fest überzeugt, in den Leichname des jungen Frauenzimmers den Körper seiner geliebten Isaura vor sich zu erblicken.

Viele Monate hatte er keinen Gedanken, als den seines Verlustes, und versank in die tiefste Melancho-

lie;

lie; nach und nach, bei der Annäherung an sein Vaterland, erwachte in ihm der Gedanke an Johannen, und seine Wortbrüchigkeit fiel ihm lastend aufs Herz. Die Erinnerung an die Liebenswürdigkeit seiner Braut verband sich damit; die Hoffnung drang lindernd an seine Seele; die Ueberzeugung, daß wenn irgend etwas fähig sey, ihn über seinen Verlust zu trösten, dieß der Besitz Johannens seyn werde, brachte ihn zu dem Entschlusse, der Baronesse einen Theil seiner Begebenheiten zu entdecken, und hielt die Verlobte ihn dann ihres Herzens noch würdig, sein jugendliches Bündniß auf immer zu befestigen.

27.

Der Baron, den das Beispiel der eigenen Tochter um so nachsichtiger gegen fremde Schwächen machte, der Johannen gränzenlos liebte, der schon früher den jüngern Neffen bemitleidet, ja, selbst vor Isaura's Geständnissen, zu Zeiten gewünscht hatte, den treuen Münchberg durch die Hand seiner Tochter auf immer an sich zu fesseln, leitete nun mit aller Klugheit, die in Umgang und lange Erfahrung verliehen hatte, mit möglichster Uebergehung jedes Umstands, der einen oder den andern Theil unangenehm hätte berühren können, dasjenige ein, was bewandten Umständen nach, zu thun übrig blieb. Noch vor Verfluß des Julius wurde der Bund Bruno's und Isaura's, die nun von einer dunkel empfundenen

Aehn-

Aehnlichkeit Münchbergs und Amarellis, wie ersterer von einem, ihm unerklärlich gewesenen Hinziehen zu der unerkannten Schwägerin, sprach, durch einen Priester ihrer Kirche geweiht. Die durch die Macht erhabener Schönheit alles bezaubernde Braut trug an diesem festlichen Tage neben dem Mirtenkranze, als Geschenk des Barons, eine Wespe von Brillianten in ihren dunklen Locken. Vielleicht ohne den Stich jener rachgierigen Näscherin, die für ihre Kühnheit einen beneidenswerthen Tod fand, wären hienieden vier liebende Herzen einander entrissen worden. Denn in der That hatte der Baron, nach dem Wunsche einer Tante Johannens, deren Universal-Erbin sie werden sollte, schon alle Anstalten getroffen, die Vermählung seiner Tochter in der Residenz selbst aufs baldigste zu begehen, und das treue spanische Mädchen wäre vielleicht noch lange in der Irre herumgeschweift, ohne auch nur zu ahnen wie nahe sie dem geliebten Amarelli gewesen sey, ja daß sie sogar in dem Schlosse seines Oheims und seiner Verlobten einen Zufluchtsort gefunden habe.

28.

Als wieder Johannistag kam — ein Jährigen glaubten Kurt und Johanne den Anstand schuldig zu seyn — reichten auch diese vor dem Altar zu Helmoldshausen einander die Hand. Die, indessen schon eine glückliche Mutter gewordene Isaura, prieß am Abende

de

de des Hochzeitfestes die Zuverläßigkeit des weissagenden Kranzwerfens. Ihr felsenfester Glaube fand jetzt eine neue Beståttigung; denn war sie selbst nicht in dem nåmlichen Jahre, Johanne erst mit Anfange des zweiten, dem Liebsten zu Theil worden?

Ob die feurige Spannierin Recht haben kann? Je nun, prophetische Sternblumen wachsen, dem Himmel sey Dank, überall, und so mögen die schönen, noch unvermåhlten Leserinnen diese mystische Schicksalsbefragung am nåchsten heiligen Abende Johannis des Tåufers, wird seyn der drei und zwanzigste Junius, selbst versuchen!

Der Rauhgraf.

Eine Geschichte der Vorzeit.

In jener halbverfallnen Burg, begann der Voigt, der sich dort auf den Waldrücken hebt, da hatte zur Zeit, als Kaiser Rudolph über Deutschland herrschte, der wilde Rauhgraf Wolf seinen Sitz. Wie ein scharfklauiger Adler haußte er da mitten in der Wildniß, und schrekte die Gegend. Bisweilen ließ er sich mit seinen Reitern auf der Landstrasse nieder, und beraubte reichbeladene Güterwagen; bisweilen überfiel er Flecken und Märkte, und führte Guth und Vieh davon; oft auch sprach er bei reichen Pfaffen und Meiern ein und entlud sie ihres Ueberflusses. Sezte man ihm auch die drey und vierfache Zahl von Streitern entgegen, so ward er doch immer Meister: denn er und seine Gesellen fochten wie Verzweifelte, und das Schwerd war ihr Gewerb.

So mehrte sich allmählig seine Haabe, er rafte gewaltsam Land und Leute an sich, sezte strenge Vögte über sie, und entriß ihnen die Frucht ihres Fleißes. Ohne jemand darum zu fragen, nannte er sich Graf, vermehrte die Zahl seiner Kämpen, befehdete die be-

nach-

nachbarten Ritter, und verschlang die mächtigern unter ihnen — so wie er vorlängst die harmlosen Hüttenbewohner verschlungen hatte.

Etliche Meilen von seiner Burg, dort gegen den Rhein hin, lebte ein stattlicher Ritter auf seiner Veste, Horst, genannt — der herrliche Gründe, fette Fluren, Höfe und Dörfer besaß, die er von seinen Vätern überkommen, und bisher unangefochten behauptet. — Ritter Horst war kein Raubadler, wie der Rauhgraf: er lebte und ließ leben, freute sich des Erwerbs seiner Väter, und dachte wenig auf neuen. Bisweilen, wenn das Bannzeichen im Thal wehte, brach er mit andern Rittern auf gegen den Rheingrafen, stellte sein Fähnlein, und handhabte weidlich Schwerd und Lanze gegen den übermüthigen Feind. Bei der Theilung der Beute aber überließ er sein Part oft den Seinigen und nahm mit der Ehre vorlieb. — Horst war ein Donner im Gefecht; aber er kämpfte sonder Groll, und verzieh dem liegenden Feinde.

Zu dieser Milde hatte ihn allmählig seine Gattin gestimmt, die Holdselige, die mit den Thau ihrer Sanftmuth seinen männlichen Hartsinn bezwang, und ihm das rauhe Mord und Raubleben seiner Genossen zum Scheu und Eckel machte.

Hedwig hatte schmucke Knaben und Mädchen von Horst — der sich oft Tage lang unter seiner Familie freute, seinen Knaben Kriegsmähren erzählte, die jüng-

jüngsten Kinder stammeln lehrte, sich mit ritterlichen Spielen ergötzte, einige Freunde zu sich lud und sich baß vergnügte, als die Raufdegen damaliger Zeit bei ihren Sauf- und Spiesgelagen. — Bisweilen sah man den Ritter auf der fährlichen Wolfs und Eberjagd, wo er es den Kühnsten gleich that, den feueräugigen Keuler bis in seine innerste Kluft verfolgte, und ihn seinen Spieß in die zottige Brust stieß. Oft fand er sich bei prunkhaften Wettrennen ein, warf manchen Prahler aus dem Sattel, und gieng bescheidentlich davon, ohne seinen Nahmen zu nennen. — Auf solche Art verband er Tapferkeit mit Milde, Trost mit edler Großmuth, und wer ihn der Weichlichkeit zieh, der trog sich stärker noch, als wer ihn des barbarischen Faust und Kolbenrechts beschuldigte.

Und es geschah daß der Rauhgraf einen Strauß unternahm mit einigen Hunderten gegen den Grafen am Rhein. — Und er sprach ein auf Horsts, seines Nachbars Veste, verlegte seine Reiter in die benachbarten Dörfer; tafelte und thät sich sanft bey den Ritter; sah sich um in dessen Besitzthum, und beredete ihm am Ende seiner Neigung zuwider den Zug mitzumachen.

Der Rheingraf, ein berühmter Mann, damaliger Zeit, hatte Wind bekommen, verließ seine Veste als Mann, der das Feld nicht scheute, und legte sich

mit

mit den Seinigen in einen Grund, wo er wußte, daß die Kämpfer vorbey ziehen mußten.

Wolf zog voran, und Ritter Horst deckte den Zug. Der übermühtige Rheinherr hatte noch andere Fehde über dem Rhein, und rückte mit ungefähr gleicher Macht gegen sie. — Schon waren die Verbündeten an der Höhe des Grundes vorüber gezogen, als Horsts Heerhorn das Zeichen gab, der Feind sey im Rücken.

Wie eine zerplazende Hagelwolke, fiel der Rheingraf in den Nachzug, und eh im Wolf zu Hülfe kommen konnte, war er zersprengt, und hinaus ihn den Wald, hinab in die Tiefen geworfen. — Nun begann ein neuer Strauß zwischen den Rauherrn, und dem vom Rheine. Reuter und Fußknechte stürzten mit wilder Erbitterung aufeinander. Wolfs Leute fochten wie Wüthende: Man stieß auf Mann, und Stahl erdonnerte an Stahl. Es war ein Kampf der Verzweiflung, als fechte jeder für Haupt und Blut. — Wie eben das Gefecht am heftigsten glühte, und die Schale des Sieges noch zweifelhaft schwankte; wie Wolf im Begriffe stand, den Rheiner zum Zweykampf zu fordern: da brach Horst von neuem mit den wieder gesammelten Kern seiner Reiter hervor, faßte den Feind unsanft in der Flanke. Indeß ihn der andere von vornen bestritt, und entschied den Kampf. Der Rheingraf ward geschlagen, gefangen, und im Triumph nach Horsts Veste geführt.

Hier

Hier mußte er sich zu dem lichtlosen Quartier eines halb oberhalb unterirrdischen, allein von Unken und Nachtvögeln bewohnten Thurms bequemen, seinen Grimm zwischen die Zähne nehmen, und statt des rheinischen Traubenöls und schmackhaften Kernwilds, Wasser schlucken, und schümmelig Brod käuen. Was Wunder, daß der mannhafte, an ein Fürstenleben gewöhnte Graf das Aeußerste versuchte, sich diesem Zustande der Quaal durch Entweichung oder Tod zu entziehen.

Mittlerweile verabredeten Wolf und Horst, nachdem sie die Gefangenen wohl versorgt, einen Zug gegen den Gau des Rheingrafen und dessen prunkendes Schloß, um daselbst brave Beute zu machen, und sich der Früchte ihres Sieges zu bemächtigen. Die Sache gieng rührig vorwärts, und innerhalb wenigen Tagen hatten sie den Gau unter sich gebracht, Beute die Fülle aus Dörfern, Höfen und Flecken eingethan, und standen jetzt, sturmdrohend, mit blinkender Wehr und wehenden Zeichen, am Fuße der prangenden Rheinburg.

Hier aber waren wakere Vertheidiger zurückgeblieben, und Max, der achtzehnjährige Sohn des Rheinherrn — der hier sein erstes Probestück ablegte, führte sie an.

Die Burg war unten von Reben umkrochen, die sich allmählig abstufend bis ans Ufer des Stroms in Felder und Obstgärten verloren; oben verzogen sich

die

Rebenhöhen in Buschwerk und Gehölz — zwischen welche eine breite Felsenplatte hervorsprang, worauf das Schloß mit funkelnden Zinnen und ragenden Thürmen stand. — Von der Stromseite war ihm nicht beyzukommen, weil hier der Raum zu eng und zu gesperrt war: man mußt es keck von vorn packen, und selbst das Gehölz von der Seite gewährte nur wenig Schuz gegen die Vertheidiger, welche jede Bewegung leicht überschauen konnten.

Nach gemachten Anstalten übernahm der Raugraf den Angrif von vorn, und Horst legte sich mit etlichen hundert Reißigen Nachts in das Seitengehölz mit der Weisung: Sobald er das Feuerzeichen im Lager seines Genossen erblicken würde, hervorzubrechen, und zugleich mit ihm einen Sturmanfall zu versuchen.

Mit dem ersten Taggrau ließ sich das Zeichen sehen, und der Angriff begann. Die Reiter saßen ab und näherten sich beherzt mit vorgehaltnen Picken, den Wällen. Leitern zum Sturmlaufen ragten aus ihrer Mitte, und sie erhoben ein Geschrey, sagt die Chronik, als ständen sie schon als Sieger auf dem Burgplatz.

Max vereinigte seine ganze Kraft gegen den auf die Mitte stürmenden Wolf. Zwischen den Weinbergen, auf der Fläche vorwärts des Gehölzes, kam es zum mörderischen Gefecht. Man suchte den Grafen, dieser ihn; aber die Genossen des Jünglins brachten

ihn absichtlich von der Spur ab, weil sie seinem Ungestümm fürchteten, und Wolfs Ueberlegenheit kannten.

Unterdessen brach Horst in die Lücke ein, zwischen den Ausfall und der Burg, und der junge Graf sah sich mit seinen Tapfern zwischen zwey Spitzen gedrängt. — In der Verzweiflung sammelte er sie in einen dichten Keil, stellte sich als bewegende und begeisternde Seele in die Mitte desselben, und schlägt sich — die Picken voran, mitten durch Horsts siegende Haufen in die Burg zurück. Viele der Seinen, viele von Horsts, und des Grafen Leuten, deckten erschlagen den Grund um die Wälle: aber der Rückzug gelang, das Thor ward gesperrt; die Zugbrücke, die einen felsigen, wasser gefüllten Abgrund unter sich hatte, aufgezogen; und der Feind der schon des Sieges gewiß zu seyn glaubte, und einige Schreckensbothen in den offenen Platz geschickt hatte — war ausgeschlossen, und, nach so viel Anstrengung und Verlust nicht weiter, als da er die Berennung begann.

Indeß die berüchtigte Rheinburg auf solche Art von Kriegsmacht bedrängt war, und das Blutfähnlein auf ihrer Zinne wehte, indeß sich der junge Graf so stattlich erwieß, und Anstalten zur hartnäckigsten Vertheidigung traf — war es seinem gefangenen Vater auf Horsts Veste gelungen, mittelst Gold und großer Verheißung, einen seiner Wächter zu gewinnen — der ihm in der Nacht ein unterirdisches Pförtchen

 öfne,

öfnete, ihn mit Waffen versah, und sich auf geheimen Schleichwegen mit ihm auf und davon machte.

Der Rheingraf hatte, wie erwähnt, noch andere Fehde jenseits des Rheins, und seine Hauptmacht befand sich da unter Anführung seines Vetters, des weidlichen Ritters von Steckelberg. Dieser hatte am linken Ufer gute Beute gemacht, den Feind geschlagen, seine Schlösser geplündert, seine Gewölbe und Keller geleert, eine schmucke Summe erhoben, und kehrte jezt triumphirend mit Gefangenen zurück. — Ihn suchte der Rheinherr, und ihn suchte er, als er eben von der Gefahr des Familiensitzes unterrichtet, etliche Meilen unterhalb des Stroms, den jungen Grafen Hülfe zu bringen. — Wie groß war der Schrecken des Stekelbergers, als er seinen Gefürchteten in den schlechten Aufzuge eines Landknechts — von einem einzigen Diener begleitet, und so abgehärmt und unscheinbar, daß eher dem lezten seiner Knappen, als dem Gebiether der Gegend glich.

Straks warf er sich in ritterliche Rüstung, stellte sich an die Spitze des Zuges, hielt eine muthbelebende Anrede an seine Leute, und that ihnen seine Absicht kund: sein Schloß zu entsezen, und seinen braven Sohn, der drückenden Uebermacht zu entladen. — Da ihm die geheimen Zugänge des Schlosses bekannt waren, so unterrichtete er diesen vorerst von seiner Entweichung, und seiner Vereinigung mit Stekelberg, und verabredete mit ihm, auf das erste Signal

von

von der Stromseite, einen keken Ausfall zu thun, und wo möglich Horst von den Raugrafen abzuschneiden — gegen den er die Schneide seiner Kraft zu kehren gedenke.

Lezteres aber that nicht mehr noth. Der trozige Wolf, der keine andere Stimme, als die seinige gelten lassen wollte, und den andern ins Angesicht vorwarf: „Er habe den Knaben, den sie schon in der Falle gehabt, schimpflich entschlüpfen lassen." — Wolf hatte sich mit seinen Genossen veruneinigt, und dieser — nicht gewohnt, sich hohnecken zu lassen und des Zuges überdrüßig, war in der Nacht vor Stakelbergs Ankunft aufgebrochen, hatte den Rauherrn und ein Drittel seiner Leute zurükgelassen, und kehrte auf seine Burg zu Weib und Kind zurük, des festen Vorhabens, nie mehr mit diesem gemeine Sache zu machen.

Der Rheingraf erfuhr dieß nicht, und war um so ernstlicher darauf bedacht, beiden Kämpen zu begegnen, seine Gefangenschaft zu rächen, und den Siz seiner Väter gemeinschaftlich mit dem Sohne gegen die Waffen der Hölle zu behaupten. — In der Nacht nach Horst Abzuge, deren Dunkelheit ihm begünstigte, näherte er sich dem Schlosse; sein Vetter führte die Fußgänger links hin, er rechts die Reiter, die vor den Weinbergen absizen, und sich mit dem Ausfalle zu vereinigen suchen sollten. — Aber sie hatten es mit einem wachsamen Feinde zu

thum. Noch waren sie keine halbe Stunde vorgerükt, als sie auf Wolfs lauernde Vorwachen stießen. Diese brachten alsbald das Lager in Allarm; alles grief zu den Waffen, Wolf ermunterte sie mit donnernder Stimme zum Kampf, und wie der Tag anbrach standen sie auf Pfeilschußweite in gedrängten Reihen gegen einander.

Der eine kämpfte, von Raubgier und Haß angespornt, für ein neues Besizthum; der andere für lang erworbenen Ruhm, für Weib und Kind, und seiner Väter grauen Siz. Der Rheiner hatte sich absichtlich in den verzweifelten Fall gesezt, keinen Rückzug zu haben, als den nach der Wasserseite: er mußte siegen, oder sich mit Roß und Mann in den Strom sprengen lassen. Der Kampf glich den zweyen Raubadlern in der Luft, die um die Beute des Felsen kämpfen. Bald war Wolf zum Weichen gebracht, bald der Reinherr. Der Stekelberger drängte den Rauherrn von der linken, der Graf brach von vornen in seine Reihen ein, streckte den Fußgänger, und warf aus dem Bügel dem Reuter. — Aber Wolf sammelte stets seine Leute wieder hinter den Weichenden; drängt endlich einen erlesenen Haufen in einen Knäuel zusammen und fällt mit solcher Gewalt in den Feind, daß er zum Zweytenmahl weichen, und alle errungenen Vortheile in Stich lassen mußte.

In dieser lezten Noth — als Wolf wie ein borstendes Wetter auf den Rheinherrn lag, als sich dieser

ser immer näher an den Strom gedrängt sah, und der Stekelberger, wie ein Vorland in der einbrechenden Fluth mit fortgerissen wurde — in dieser Noth, als der Raugraf den Sieg schon fest hielt, und das stattliche Schloß an seines Schwerdts Spitze zu haben wähnte: brach der junge Rheingraf, dessen erster Ausfall von oben mißlungen war, aus einem unterirrdischen Berggange, plötzlich wie ein Drache hervor, und fiel, nachdem er seine erlesensten Leute vor dem Ausgange gesammelt, laut rufend in den Rücken des Siegers. — Er gleicht der ausbrechenden Flamme eines Vulkans, die vor die Füße des Wanderes schlägt, und seine Bahn verwüstet. — Der Rheinherr hörte das Horn seines Sohnes, und stand; der Stekelberger schämte sich seiner Flucht, und stand. — Muth kam unter die Geschlagenen zurück, wie ein Licht vom Himmel.

Der Rheingraf fand sich nun in der Mitte von drey gegen ihn prallenden Kräften. Indem er sich in Person anschikt, dem wüthenden, mit dem Blitz der Rache gerüsteten Sohne Widerstand zu thun, fällt der Vater über ihn her; indem er diesen einen Theil seiner entgegensetzt, stürmt Stekelberg auf ihn ein. Nach dem lebhaftesten Widerstande seiner, selbst durch ihre bisherigen Erfolge erschöpften Kriegsleute — die sich dem dreyfachen Andrang kaum zum Stehen, geschweige zum Siegen gewachsen fühlten, beschließt er endlich, sich durch den Stekelberger hin-

durch

durch zu schlagen und seinen Rückzug in den nahen Wald zu nehmen.

Wie beym letzten Angriff preßt er seine Kühnsten in ein Viereck zusammen; stellt sich als eine Feuersäule in die Mitte desselben — den Seinigen Muth einsprechend mit schallender Stimme, und wirft sie in der gegebenen Richtung voran. — Aber Max, sein böser Dämon war nahe... Schon hat er sich Bahn gebrochen durch die Verbündeten, und der fallende Keil war mitten durch das Gedränge ins Freye gelangt, als der junge Graf, durch seinen Vater verstärkt, einen so wüthenden Angriff auf das Viereck that, daß er es sprengte, und mitten in dessen Tiefe bis zu Wolf hindurch drang. — Ein grauenvolles Gemetzel entstand hier; Reuter und Fußgänger, Führer und Knechte, Rosse und Männer stürzten sich mit blutigen Ingrimm auf einander, und man erkannte kaum, wer der Angreifer, wer der Angegriffene, wer der Sieger, wer der Besiegte sey. Blut strömte, verstümmelte Leichen rauchten, Schwerdter blizten, Lanzen zückten, das Geschrei der Fallenden, der tödtlich getroffenen, der Sterbenden stieg zum Himmel. — Den Rauhgrafen warf ein Reuterknecht vom Pferde, wie er eben gegen Max ansprengen wollte. Er hätte ihn auf der Stelle getödtet, hätte ihm dieser nicht Einhalt gethan. Sie fielen über ihn her, wie Jägerschwarm über den Pfeilgetroffenen Tiger, und trugen ihn jubelirend als Gefangenen davon.

Wie

Wie groß war der Jubel im Schlosse, als man den in der ganzen Gegend wie ein verwüstendes Raubthier gefürchteten Rauhgrafen gebunden, zwischen einen Wall von Lanzen und Schwerdtern, über die Burgbrücke bringen sah! Er hatte sich bey seiner Gefangennehmung noch an der Erde liegend wie ein Rasender gewehrt, und drey die ihn binden wollten, getödtet. Jetzt warf er sein Auge drohend und Rache blitzend auf seine Sieger, und sein Anstand war so hehr und keck, daß man ihn, hätte die Fessel nicht seiner gespottet, eher für den einen Triumpf feyernden Herrn des Schlosses, als für den gedemütigten Feind hätte halten sollen.

Wolfs Leute bis jetzt so entschlossen und tapfer, gliechen, seitdem ihr Führer besiegt war, nur einem energischen Körper ohne Seele und Haupt. Sie wurden von Max und dem Stekelberger zerstreut, geschlagen, gefangen. Der junge Rheingraf brach auf mit seinen Genossen gegen Wolfs Veste, zerstörte und verwüstete sie; schlug nach der Sitte der Zeit, die benachbarten Dörfer mit Schwerd, Brand, Plünderung, und kehrte nach wenigen Wochen, mit Ruhm und reicher Beute zu seinem Vater zurück.

Wolf aber ward in das Verließ des Schloßthurms gesperrt, wo ihm kein Tageslicht grüßte, und nur der Mond zu Zeiten sein bleiches Dämmerlicht durch ein oberes Gitter zu ihm herabgoß.

Mit

Mit Horst, seinem Nachbar, schloß der Rheinherr bald darauf Friede, Freundschaft und Bund, und die Ritter hielten viele Jahre so fest zusammen, daß niemand den einen berühren durfte, ohne beide zugleich auf dem Nacken zu fühlen, ja daß ein Sprüchwort durchs Land lief: „Sie halten zusammen, wie Horst und der Rheingraf."

Zu dieser Freundschaft und Treue verband sie die Liebe des jungen Max zu Horsts Tochter, der holden Marie. Diese besuchte unterweilen die Rheinburg mit ihrer Mutter, der sittsamen Hedwig. — Max sah sie und liebte. Als er einst, mit dem Eichenzweige geschmükt, von einem Zuge zurückkam, fand er Marien allein im Garten seines Schlosses, wo sie Blumen pflückte, und einen Kranz wand für den Sieger. — Damals schwoll ihm das Herz über; er vermocht es nicht länger, der Schönheit des Mädchens zu widerstehen, und gestand ihr seine Liebe. Marie sagte nicht nein, und wieß ihn an ihre Mutter. Mutter und Vater willigten ein, und wußten sich viel durch die Wahl des herrlichen Jünglings — dessen Name seit der Befreyung seines Vaters herrlich geworden war unter Volk und Edeln.

Zur Zeit als Graf Max sein Beylager mit Marien festlich auf der Rheinburg begieng, als die stattlichen Ritter und Frauen der Runde auf dem Schlosse beisammen waren — Hörner tönten, Cymbeln klangen, Saiten rauschten; als bey strahlenden Kerzen

zen die ganze Ritterliche Gesellschaft in dem großen Schloßsaale versammelt saß, und jedes Herz guter Dinge ward: da erhob sich die liebliche Braut aus dem Reigen der Jungfrauen, trat ihren zweyten Vater, den alten Grafen bescheidentlich an, und flehte: Ihr an ihrem Ehrentage die erste Bitte zu gewähren — wobey sie die Gäste laut aufboth sie zu unterstützen. — Alles lauschte; die ganze Versammlung war Ohr; alles winkte ihr Beyfall und innige Theilnahme zu. Da begann die Holdselige:

„Es sind nun schon zwey Jahre, seit Ritter Wolf in eurem Verließ sein Leben verächzt. Meines Bedünkens hat er genug gebüßt. Gebt ihm loß, da wir heute so froh sind.“

Der alte Herr entgegnet: „Wer könnt euch etwas abschlagen, schöne Marie, wenn ihr mit diesen Augen bittet — dazu an einem Tage, wie der heutige? — Ihr bedürfet keines Fürsprechers, denn der Blick, womit ihr bittet, gilt mir mehr als tausend. Morgen mit der Sonne sey Wolf frey. Er dank euch Freyheit in Person, und ziehe frank und ungehindert mit Gaben beladen von dannen.

Alle freuten sich dieser Rede, und jeder wollte der erste seyn, den Raugrafen mit einem Valet zu bedenken. Der eine gab ein Roß, der andere Rüstzeug; der Waffen, jener Gold und Geschmeide.

Es war ein rührender Auftritt, als Wolf, abgehärmt wie er war am andern Morgen erschien, vor die

die sanfte Marie trat, und ihr mit gehobner Hand für seine Freyheit dankte. Empfindung hellte sein finstres Gesicht auf, wie Sonnenlicht ein Wettergewölk. Er sprach zu der Sanften: „Ihr habt wieder gut gemacht, schöne Frau, was euer Vater verdarb. Um euretwillen mag ich nicht mehr daran denken, daß er mich in der Noth verließ. — Von seiner Hand hätte mir die Freyheit bitter geschmeckt; von der eurigen mundet sie süß, wie lauter Wein. Nehmt meinen Dank dafür, schmucke Frau, und wenns euch wohl ergeht, und Euch Seegen umblühet in eurem Hause, so habt ihr es damit verdient, daß ihr andere glücklich gemacht.

Er beugte sich vor dem Rheinherrn und seinen Sohne, und zog mit Geschenken beladen aus dem Schlosse.

Nie, sagt die Chronik, verband der Pfaff ein schöneres Paar; nie lebte ein Paar beglükter; nie sahen Väter und Mütter ihre Hofnungen schöner erfüllt in den Kindern, als Max und Marie. — Der junge Graf behauptete nach dem Abscheiden seines Vaters noch viele Jahre hindurch die Burg am Rheine; handhabte weidlich das Rittergewerb seiner Ahnen; vermehrte Land und Leute, und ward als ein Fürst geachtet unter dem Volke. Kaiser und Könige fühlten sich geehrt, wenn er ihnen den deutschen Handschlag both; und wo sein Zeichen wehte, da beugte sich der

Tro-

Trotzer, da vergieng der Feind, wie Dunst vor der Sonne.

Wolf aber, wie er die Burg seiner Väter öde sah, und verwüstet, seine Dörfer abgebrannt und verlassen, seine Haabe geplündert und versplittert — zog er einen Trupp von Treuen zusammen, die seine Züge mitgemacht hatten, brach auf mit ihnen ins Lothringerland, vermehrte seinen Anhang durch Tapferkeit und Kriegsgeschick, und erfoch sich jenseits des Rheins einen neuen Burgsitz: denn er war zum Gebiether und Herrscher über Menschen geboren, und sich in der Menge zu halten, ihm eben so unmöglich; als den Löwen, mit der Rinderheerde zu weiden.

Das

Das Geheimnis,

von

A. F. E. Langbein.

„Ich möchte nur wissen, sagte der Koch, als er eines Abends am Bediententische, wie gewöhnlich, das große Wort hatte — „ich möchte nur in aller Welt wissen, was drüben im andern Flügel des Schlosses vorgeht, und was für Leute dort wohnen.“

„Ratzen und Mäuse!“ fiel der alte Kammerdiener ein. „Diese haben seit dem Tode des vorigen Herrn — und das sind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein im Besiz.“

„Jezt nicht mehr, versezte der Koch. Es leben und weben seit acht Tagen andere Wesen dort.“

„Ach Himmel! wohl gar Gespenster?“ kreischte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menschen, natürliche Menschen! Sie essen und trinken wie wir; das weiß ich am besten. Man hat mir zwar verbotten, davon zu sprechen, aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und so will ich denn sagen, was mir von der Sache bekannt ist. — Es war grade heut vor acht Tagen,

als

als mir das Fräulein befahl, ich sollte, ausser dem gewöhnlichen Bedürfniß an Speisen, noch für sechs Personen zurichten, und täglich so fortfahren; aber das dürfe Niemand wissen, sogar der Herr nicht. — Nun ich that was meines Amtes war, und schwieg. Das geheime Essen war fertig; das Fräulein hieß mir alles in einen Korb zusammen packen, und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf setzten wir uns, wie wir hier versammelt sind, zu Tische, und als ich in die Küche zurückkam, waren die Speisen verschwunden. — Des folgenden Tages paßte ich auf. Seht, da kam unser Fräulein und lief mit dem Korbe davon, als hätte sie ihn, mit Ehren zu melden, gestohlen. Sie trippelte durch den langen dunklen Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthsel. Ich ging ein paar Stunden nachher auf Kundschaft aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verschlossen, als ich aber das Ohr anlegte, hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern; es sprachen männliche und weibliche Stimmen; doch so leise, so leise daß ich kein Wort verstand."

„Das sind Hirngespinnste!" rief der ehrwürdige Nestor, der Kammerdiener, der dem Koch, während der Erzählung, mit merklichen Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das ist wahr," fuhr er fort, und schlug mit der Hand auf den Tisch — „das bleibt ewig wahr; daß Horchen und Klatschen ein

paar

paar häßliche Untugenden sind, die besonders einen Mann sehr übel kleiden.“ —

Hiemit stand er auf und gieng mit hastigen Schritten fort.

„Hätte ich doch geschwiegen!“ sagte der Koch, etwas kleinlaut. „Der Alte ist, wie es scheint, von dem Geheimniß unterrichtet, und wird nicht ermangeln hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe.“

„Das glaub ich nicht! „tröstete die Kammerjungfer. „So wär er ja selbst ein Klatschmaul, und ihn träfe sein eigner Tadel. Ueberhaupt kommt das Geheimniß bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des Gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen.“ —

2.

Fräulein Claudine hatte den Wecker in der Uhr auf die vierte Stunde gestellt, und von ihm ermuntert zog sie die Klingel. Aber die Zofe nahm sich Zeit, ehe sie finster und gähnend erschien. „Reibe dir nicht so grämlich den Schlaf aus den Augen, Lisette! sagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und funfzig Jahren war mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutschen Schrot und Korn! Die Geburtstäge solcher Männer muß man mit dem heitersten Gesichte feyern: denn dieser edle Schlag von Menschen wird immer seltener auf Erden.“ —

So

So fuhr sie während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preisen und betrieb dann mit freudiger Thätigkeit die Anstalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Festes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivre anziehen, und sogar den Hunden die sammtenen, mit dem Geschlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um sechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufstand, lauschte sie an der Thür seines Schlafzimmers, und er regte sich kaum, so begrüßten ihn, auf ein von ihr gegebenes Zeichen, im Schloßhofe zwei Böller, die wirklich nur bellten, nicht donnerten, als sie der Verwalter, ein vormaliger Artillerist, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblasen, und das Fräulein erschien mit Glückwunsch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Indessen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entschuldigte Claudine die schwache Stimme der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Kanönchen. „Laß das gut seyn!" sagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine stärkern Geschütze, oder wir hätten wenigstens in unserm Vaterlande ihren Donner nie gehört!" —

Er sprach dann mit Rührung von vergangenen Zeiten, gedachte seiner verstorbenen Gattin, und seines in auswärtigen Kriegsdiensten stehenden Sohnes, den er seit zehen Jahren nicht gesehen hatte,

weil

weil sein Bruder, der bei derselben Armee General war, seinen Neffen, als einen funfzehnjährigen Knaben, zur Fahne seines Monarchen warb, und seitdem eine Kette von Kriegen den jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu besuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß sie zur Feyer seines Festes eine kleine Gesellschaft eingeladen habe. „Nun wir wollen vergnügt seyn!“ sprach er. „Laß aber auch unsern Dorf eines frohen Tages genießen! Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden.“ Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwilg war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter seine Aufwartung. Er hatte sich deshalb einige Meilen weit herbegeben, und hielt eine hochtrabende Rede, die eben so breit und steif war, als sein Bräutigamskleid, das er seit dreisig Jahren bei solchen Feyerlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte ihm für seine stattlichen Wünsche, und empfahl ihm bei dieser Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen, denn der Gratuland war ein eiserner Rechtsgelehrter, und mit der leidigen Sportelsucht ein wenig behaftet. Er stuzte über den Denkzettel, den er bekam, und versicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte seinen starken Lauf lasse. „Das kann seyn;“ erwiederte sein Prinzipal: „Aber das

größte

größte Recht ist oft das größte Unrecht, und ich will durchaus nicht, daß die heilige Justitia meine Unterthanen zu Bettlern mache."

„Gott segne und erhalte Sie für diese Gesinnung! „ sagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunsches zu entrichten und es mit kurzen, und herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für seine strenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwei Laien gegen sich hatte, und er sich das festliche Mahl, wozu er geladen war, durch Aufwallung des Blutes nicht verbittern wollte, so trat er dann mit heuchlerischer Ergebung ab, verfügte sich in die Gerichtsstube, begegnete den vorgeladenen Parteyen mit gewöhnlicher Katzenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die sich um die Rechtspflege des Dorfs fleißig bekümmerte, solches erfahre, und dafür seinen Reisewagen, wie sie bisweilen that, mit Gastgeschenken belade.

3.

Gegen Mittag fand sich der Adel aus der Nachbarschaft ein, und man ging zur Tafel, wo treflich gegessen und getrunken, aber wenig erhebliches gesprochen ward.

Ein alter, seit zwanzig Jahren auf dem Lande vegetirender Kammerherr, dem aber noch der geringste Vorgang in seinem ehmaligen Geschäftskreise höchst

wichtig war, unterhielt die Gesellschaft mit den neuesten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Assembleen und so weiter; doch sie waren echt, indem er darüber mit einem Hof-Fourier in posttäglichen Briefwechsel stand, und dafür seinen Annalisten einen ansehnlichen Jahrgehalt gab.

Ein anderer, von seiner väterlichen Hufe nie weggekommener Landjunker, sprach von den Ereignissen des letztern Viehmarkts, und von den guten und böse Launen seines Reitkleppers.

Ein Oberforstmeister — der in seinem Aeußern der Farbe des Waldes so treu war, daß sogar die zahlreichen Ringe an seinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelsteinen bestanden — klagte über die augenscheinliche Abnahme der hohen Jagd, und bemerkte dabei mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, dessen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten grundlosen Beschwerden über Wildschaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Gespräche dieser Herren, waren die lustigen Schurren, die ein Obristwachtmeister erzählte. Er war, ohne selbst zu wissen warum, den Geistlichen nicht gewogen, und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichste Weise, in seinen Geschichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greises, hätte ihn billig bewegen sollen, sich dieser Unart wenigstens jetzt zu enthalten; doch er that sich keinen Zwang an. „Herr Pastor,“ sprach er unter andern, „sie haben mei-

meinen verstorbenen Seelenhirten, den Magister Gabel, gekannt; wissen Sie aber auch die Anekdote von der besondern Höflichkeit, die er einstmals dem nun auch hingegangenen Superintendenten, dem Doctor Siegmar erzeigte?"

Der Pfarrer verneinte die Frage, und erinnerte sanft an den Spruch: lasset die Todten ruhen!

„Allen Respekt!" versetzte der Major. „Doch der unschuldige Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht stören. Magister Gabel bewirthete vor ungefähr zehn Jahren, bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation, den Superintendenten und und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magister gesagt hatte, daß der Doctor für sein Leben gern Lichter putze. Kurz, er pflanzte vor seinem Herrn Ephorus ein halbes dutzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, sie zu schnäuzen. Das that der Doctor dann auch, und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranstaltung des Pfarrers, bei diesem Geschäfte Niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doctor, der bei mir übernachtete, die Treppe hinab. Magister Gabel stieg vor uns her; in der linken Hand zwei Lichter, und in der rechten einen porzellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Als wir nun an der Hausthüre von ihm Abschied genommen, und er sich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, präsentirte er dem Superintenden-

ten die Lichtpütze, und sagte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Ist es Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?" —

„O heilige Einfalt!" rief der Oberforstmeister ins allgemeine Gelächter, von welchem sich selbst der greise Pfarrer nicht ausschloß.

Einige fragten, was der Superintendent ergegnet habe.

„Er sah den Magister starr an, „antwortete der Major — „er bat um Erklärung des seltsamen Anerbietens; und als er nun erfuhr, daß er im Ruf eines leidenschaftlichen Lichtputzers stehe, so sagte er sanft: Das hat ihnen ein Schalk weis gemacht! und wir giengen lachend von dannen." —

Mehr dergleichen Possen erzählte das lebendige Vademecum, und die Tafelzeit verstrich um so geschwinder dabei, da Fräulein Claudine mit einer sonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäste bemerkten, die Folge der Speisen rasch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinflaschen zu leren.

4.

Nach der Tafel ward der Schulmeister gemeldet und vorgelassen, er wand und krümmte sich mit der Anrede herein:

Hochwohlgebohrner Herr und Gönner, ich erscheine bei deinem Wiegenfest als Sprachrohr der Gemeine.

So

So gieng der Salm der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und schloß mit den Worten:

Auch wünscht das ganze Dorf, erhabner Patron,
Daß bald dein edler Sproß, der tapfere Martissohn,
Mit Ehr' und Ruhm bekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Lust hier wohne.

„Ein guter Wunsch, den ich aus vollem Herzen beistimme!" sprach Herr von Tannhof und füllte die Gläser. Des Abwesenden Gesundheit ward getrunken. Die Böller im Hofe ließen sich dabei hören. Der poetische Redner sträubte sich entsetzlich gegen das erste Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmal gebrochen war, trank er so weidlich, daß einen ungenügsamen Schmarotzer, der nur noch eine einzige Flasche auf dem Tische sah, ganz bange dabei ward. Er warnte den Herrn von Tannhof, dem Schulmanne nicht so viel einzuschenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „O seht den Menschenfreund!" rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber selbst, damit es andern nicht schade."

Indem dieser Einfall belacht wurde, stahl sich der Schulmeister hinweg, und ein Diener vom Hause überreichte seinen Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt stand:

Mit

Mit gnädiger Bewilligung
wird
auf dem hiesigen herrschaftlichen Schlosse
von einer
ambulanten Schauspielergesellschaft
sogleich nach Verlesung dieses
aufgeführt:

Die heimliche Heirath.

Ein rührendes Drama in fünf Akten.

Personen:
Baron Grottau.
Ferdinand, sein Sohn.
Seraphine, dessen Gattin.
Zange, ein Advokat.
Krebs, ein Wucherer.
Eleazar, ein Jude.
Greif, ein Kerkermeister.
Bedienten, Wache u. s. w.

„Welche sonderbare Erscheinung!" rief Herr von Tannhof. „Wo ist denn das Theater?"

„Auf jenen Flügel im blauen Saale," antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich staunte, daß sich eine Bande Comödianten — wie sich der unfeine Landjunker ausdrückte — in diese Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof sah sich nach seiner Schwester um; er wollte sie über diesen un-

unerwarteten Vorfall befragen; sie war aber nicht zugegen. Man erklärte sich nun ihre Unruhe bei der Tafel, und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufstand derselben zu bewirken. Auch der Dienerschaft entwickelte sich jezt das Geheimniß, worüber sie sich Tags vorher die Köpfe zerbrach. „Also habe ich für Komödianten gesotten und gebraten!“ sagte der Koch. „Schade daß ich das nicht früher wußte! Die Vagabunden hätten mit schlechterer Speise, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müßen.“

Herr von Tannhof forderte die Gesellschaft auf, sich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm seinen Hut, um nach Hause zu gehen. Man fragte ihn, warum er sich entfernen wollte. Er antwortete: es vertrage sich nicht mit seinem geistlichen Stande, daß er einem Schauspiele beiwohne. Herr von Tannhof stellte ihm vor, daß er sich das in einem Privathause wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achsel und gieng mit in den blauen Saal.

5.

Eine jämmerliche Musik, die der Schulmeister mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfieng die eintretenden Zuschauer. Die Hälfte des Saals durchschnitt quer über ein Vorhang, der aus seidenen Fenstergardinen zusammengesetzt war. Das Orchester mußte seine schreienden Fiedeln lange bearbeiten, weil die

Schauspieler noch nicht zum Auftreten fertig seyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs stellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem sich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Tannhof entsetzte sich fast über diesen Mann: denn es war ihm, als säh' er sich doppelt. Auch die übrigen Zuschauer verwunderten sich des Anblicks. Der Theater-Baron, der Anfangs stumm und wie in Gedanken vertieft, in einem Armsessel saß, trug nicht nur Tannhofs gewöhnliche Hauskleidung, sondern drehete auch eine von dessen Tobacksdosen durch die Finger, und schnupfte daraus mit derselben Manier, die jenem eigen war. Seine Sprache steigerte die Verwunderung aufs höchste, sie glich der Stimme des Herrn von Thannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbstgespräch, worinn er äusserte, daß er sein Gemüth von einer besondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieses Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief, mit der Meldung: Es habe ihn ein reitender Bothe abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!“ sagte der Baron, nachdem er die Aufschrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß sich Dein wackerer

Sohn

Sohn zum Rittmeister aufgeschwungen und den Verdienstorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er sich im letzten Feldzuge ganz besonders auszeichnete, erwarb ihm diese Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der unserer Familie so viel Ehre macht, und vergieb ihm in dieser Rücksicht eine Uebereilung, die uns — beim rechten Lichte besehen — keine Schande bringt." — Der Baron stutzte, las heimlich weiter, fuhr bestürzt zusammen, und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat sich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geschlossen?" —

Er warf den Brief zornig auf den Tisch, sprang empor, gieng mit heftigen Schritten auf und nieder, und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er sich, griff wieder nach dem Briefe und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines edlen Mädchens, das den Namen Seraphine mit der That führt: denn es ist ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waise, deren Vater ein ehrlicher Landpfarrer, in der bittersten Armuth starb. Ferdinand entdeckte mir daß er sie unaussprechlich liebe, und ihr ewige Treue geschworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, sprach ich, ist ein vernünftiger Biedermann, wie es wenige giebt; aber er hält den Stammbaum unsers alten Ge-

schlechts

schlechts in so hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann seyn; versetzte ich, und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die dein Vater nimmer genehmigen würde. Durch diese Prophezeihung geschrekt, aber dessen ungeachtet beharrlich entschlossen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bei uns keiner bedeutenden Schwierigkeit unterworfen ist. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hindernisse, und ich erfuhr die stille Trauung nicht eher, bis sie mir der junge Ehemann selbst bekannt machte. Da vertraten denn freilich Anfangs unfreundliche Worte die Stelle der Glückwünsche; doch was war bei der nun einmal geschehenen Sache zu thun? ich ließ mir, als sich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorstellen, sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir selbst bekennen, daß sie werth sey, mit Verehrung und Liebe in unsere Familie aufgenommen zu werden. — So steht die Sache, lieber Bruder, und sie wird nicht anders, wenn du auch darüber aus der Haut fahren wolltest, doch du bist ja kein Don Ranudo de Colibrados, dem sein Stammbaum das höchste Gut ist, und der ihn, bei leeren Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirst als ein verständiger Mann, deinen Sohne verzeihen. Er bit-

bittet darum fußfällig — er kommt — er ist schon da!" —

Und indem der Baron diese Worte las, stürzte Ferdinand, ein schöner, mit einer prächtigen Husaren-Uniform bekleideter Jüngling, ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und sagte mit einer sehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die seiner Lage gemäß waren.

Der Baron donnerte Verwünschungen auf ihn nieder, und erklärte mit den härtesten Ausdrücken, daß die heimlich geschloßene Ehe wieder getrennt werden müsse.

„Lieber trennt ich mich vom Leben!" sagte der Sohn; und nachdem er den Werth seiner Gattin mit feierlicher Beredsamkeit geschildert hatte, bat er seinen Vater um die einzige Huld, sie ihm vorstellen zu dörfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmlische Anmuth den Sieg über ungünstige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Serene nicht sehen!" schnaubte der Vater; doch Ferdinand eilte fort, und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren seltene Schönheit die gesammten Zuschauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenstolzen Baron machte sie keinen so glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er sich die unvollkommene Schwiegertochter nicht so nahe gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und

setzte

setzte gegen sie alle schuldige Höflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!“ schrie er, wie rasend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus, und wollt sich entfernen. Doch Ferdinand ließ sie nicht aus seinen Armen, und machte mit beweglichen Worten einen neuen Versuch, das steinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, sondern läutete heftig mit seiner Tischglocke, und befahl dem herbei eilenden Bedienten, das ganze Hausgesinde zusammen zu rufen. „Wozu dieser Befehl!“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb stumm, bis sich das Zimmer mit Domestiken anfüllte. „Ergreift dieses Weib, und führt sie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit schäumender Wuth. Ein Nasenweiser Laken wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß seinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloh die sämmtliche Dienerschaft. Hierauf wande er sich zu seinen Vater und sagte: „Wer mein Weib verstößt, der verstößt auch mich. Leben sie wohl!“ Mit diesen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So schloß sich der erste Akt, und der Vorhang fiel.

6.

Herr von Tannhof hatte diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet, um mit seiner Schwester über den ihm so wunderähnlichen Schauspieler zu sprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indessen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen her-

hervor und nahete sich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein tiefes Gegenkompliment, und da kam es ihm sehr bedenklich vor, daß der Baron überlaut auflachte. Er besah sich den dreisten Mann näher, und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!“ rief er aus. „Was hast du mich und uns alle geäfft! — Wie kamst du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehen.“

„Es war ein Nothschritt, antwortete sie. Der Director der Gesellschaft wollte den Baron Grottau spielen; er ward aber diesen Morgen krank, und es war kein anderer Schauspieler vorhanden, der an seine Stelle treten konnte. Ich übernahm daher geschwind die verlassene Rolle, sonst wäre die ganze Vorstellung rückgängig worden.“

Ausdrücke des Erstaunens und Schmeicheleien über ihr vortrefliches Spiel erschallten von allen Seiten.

„Nein! sagte Herr von Tannhof, ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle spielen könntest! Was wird dann am Ende aus den jungen Leuten?“

„Ich sage mich von meinem Sohne ganz los, erwiederte sie. Er und sein schönes Weibchen versinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an. Da findest du ein paar widrige Personen, die nichts Gutes weissagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!“

„Und

„Und alle diese herzangreifenden Scenen sollen wir mit ansehen! sagte der Bruder. Ich gestehe frei, daß mir ein solches Schauspiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine sind ein recht liebenswürdiges Paar. Es ist Jammer und Schade, daß so feine Leute das Handwerk herumziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schicksal, das uns hier auf der Bühne vorgestellt wird, nur Dichtung ist, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein." —

„Herr Bruder! Herr Bruder! sprach Claudine. Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdest nicht gelinder mit ihm verfahren."

„O wie kannst du das glauben?" rief er aus.

7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieses Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, gieng mit ausgebreiteten Armen und Thränen in den Augen, auf den Herrn von Tannhof zu, und seufzte mit einem rührenden, von Wehmuth fast erstickten Tone: „Mein Vater!" —

„Soll denn das Schauspiel hier fortgesezt werden? fragte Herr von Tannhof seine Schwester.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, so irren sie sich in der Person," sprach er zu Ferdinand. „Dort steht ihr Vater!"

Nein,

„Nein, er ist bei dem rechten Manne! — rief Claudine. Kennst du deinen Ferdinand nicht mehr!" —

„Erschüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte nun den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegerischer Bart fremd gemacht hatten. Er schloß ihn mit einem lebhaften Ausruf der Freude in seine Arme.

Die umstehende Gesellschaft nahm an dieser Scene fröhlichen Antheil, und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht geraden Wegs zu ihm gekommen sey, sondern sich ihm erst auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand von seinem Oheim einen Brief, den der Vater sogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht ihn zu lesen;" sagte Claudine. „Er ist mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, völlig gleichlautend."

„Wie? — ist es möglich?" sprach ihr Bruder mit leiser gebrochener Stimme, indem ihm das Blut ins Gesicht stieg, und er den Brief langsam in die Tasche steckte.

Der unbescheidene Theil der Gesellschaft machte große Augen, und drängte sich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf und Händen, und ruhete nicht eher bis sie ihm aus dem Saale hinweg in ein anders Zimmer folgten.

„Euer

8.

„Euer Schauspiel sollte die Falle heißen;" sprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich schlau gefangen!"

„Verzeih!" sagte Claudine. Unser Bruder, der General, gab mir diese Kriegslist unter den Fuß. Er schickte mir das junge Paar bei Nacht und Nebel zu, sandte mir zugleich eine Abschrift seines Briefes, und den Plan zum ersten Akte des heutigen Festspiels, dessen weitere Ausführung Dir überlassen bleibt.

„Du hast gut reden!" versetzte er, und rieb sich die Furchen der gekrenkten Ahnenliebe von der Stirn. — Du kennst mich, und weißt die Entwickelung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hättest mir mehr Vertrauen beweisen sollen! Doch es sey dir vergeben, und nun geh, und rufe deine Frau!" —

Ferdinand flog hinter den Vorhang, und führte Seraphinen hervor. „Willkommen liebe Tochter!" rief ihr Herr von Tannhof entgegen, und überhob sie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

Das war Claudiens Triumpf! denn nicht der General, sondern sie, hatte für ihren Bruder, dessen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt war, das dramatische Netz gestrikt, und darüber seit mehreren Monaten einen geheimen Briefwechsel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bei der Abendtafel die Gesundheit aus: „die guten und klugen Tanten sollen leben!"

Das Schauerfeld.

Eine Rübezahlsgeschichte,

von Fr. von Fouqué.

Am Fuße des Riesengebirges, in einer blühenden schlesischen Landschaft, hatten sich, einige Zeit vor dem westphälischen Frieden, unterschiedliche Verwandte in die Erbschaft eines reichen Bauern zu theilen, der ohne Kinder verstorben war, und dessen mannichfache Grundstücke hier und dort durch die fruchtbare Gegend hin zerstreut lagen. Man kam zu diesem Endzwecke in einer Schenke des Hauptdorfes zusammen, und wäre bald über die Anordnung des Theilungswesen einig geworden, hätte es nicht unter der Nachlassenschaft einen wunderlichen Acker gegeben, welcher das Schauerfeld geheißen war.

Dort blühete es von vielen Blumen, und war mannichfach wucherndes Gesträuch aufgeschossen, allzumal des Bodens kräftige Fruchtbarkeit bezeugend; aber eben so sehr dessen Vernachlässigung und Verödung beurkundend. Denn seit vielen Jahren war keine Pflugschaar darüber hingezogen, seit vielen Jahren keine Saat darauf gefallen. Oder hatte man des-

gleichen ja hin und wieder versucht: so waren die Stiere unter dem Joch in eine unbegreifliche Wuth gerathen, und selbst die Ackerknechte und Säeleute hatten den Platz mit wilden Entsetzen geräumt, betheuernd, es ziehen dort gräßliche Gestalten umher, die sich in furchtbarer Vertraulichkeit zu den Arbeitern gesellten, so daß kein menschlicher Sinn davor ausdauern könne, und Einen schon immer der Wahnwiz drohend über die Schulter blicke.

Wer nun die verruffene Stelle in seine Erbschaft mit aufnehmen sollte, das war die große Streitfrage. Jedem kam es vor, als werde, was ihm selbst unerträglich und unthunlich schien, der Andere leicht ertragen und ausrichten können, wie es denn wohl in der Welt zu gehen pflegt, und so stand man rechtend einander gegenüber bis in den späten Abend. Da fiel einer von den Erben auf eine Auskunft, aber freylich auf eine gar nichtsnutzige. — „Wir sollen ja,“ sagte er, — nach dem Testamente irgend eine fromme Huld erweisen an der armen Muhme, die hier im Dorfe wohnt. Nun ist uns das Mädchen doch nur sehr weitläufig verwandt, zudem auch fände sie wohl ohne alle Aussteuer einen wohlhabenden Mann, denn sie ist gut und wirthlich, und man heißt sie ja nur die schöne Sabine. Da denke ich, wir treten ihr das ganze Schauerfeld ab, so sind wir unserer Verpflichtung mit einenmal los, und es ist doch fürwahr ein gar reichliches Geschenck, falls sie sich nur einen Ehemann

mann schaft, der damit umzugehen versteht." — Die Andern stimmten allesamt ein, und man fertigte einen der Vettern ab, der Beschenkten die erwiesene Huld anzuzeigen.

Derweil hatte in der einbrechenden Dämmerung Jemand an Sabinens Hüttenthüre geklopft, und auf ihre Frage, wer draußen stehe, kam eine Antwort zurück, vor der sich die Riegel des kleinen Fensterleins alsbald aufthaten. Es war eine lang' ersehnte Stimme, denn sie gehörte dem jungen Kunz, der schön und gut, wie Sabine, aber eben so arm, sich vor zwey Jahren in Kriegsdienste begeben hatte, um auf diese Weise vielleicht die Heyrath mit dem geliebten Mädchen möglich zu machen, deren Herz auch ihm in frommer Liebe gänzlich zugehörte. Es war hübsch anzusehen, wie Sabine mit hellen Thränen in den wunderschönen Augen zwischen den Epheuranken des Hüttchens hervor lächelte, und der hohe schlanke Soldat voll sittiger Freude nach ihr aufschaute, und ihr die treue Rechte entgegen bot. — „Ach Kunz!" flüsterte sie verschämt " — Gottlob daß Du lebendig wieder gekommen bist! Das ist alle Morgen und alle Abend mein herzliches Beten gewesen, und solltest Du auch übrigens gar nichts von den gehofften Glück erringen." — Mit dem Glück, „entgegnete Kunz, und schüttelte lächelnd den Kopf dazu" — mit dem Glück sieht es auch nur sparsam genug aus. Aber es ist doch besser, als da ich weggieng, und wenn Du Muth

genug hast, denke ich, wir können einander heyrathen, und uns mit Ehren durchbringen." — „Ach," seufzte Sabine — „Du treuer Kunz! Dein Wohl und Weh so fest an das einer blutarmen Waise zu knüpfen!" — „Liebchen," sagte Kunz — „nicke mir ein freundliches Ja heraus, wenn Du Vertrauen zu mir hast. Ich versichere dich, es geht, und wir leben vergnügt miteinander, wie die Könige." — Und hast du deinen Abschied? bist kein Soldat mehr? — Kunz suchte aus einem ledernen Beutelchen, das sein gewonnenes Gut enthielt, einen Silberthaler, und reichte ihn Sabinen hin, welche sich so damit stellte, daß der Schein des Lämpleins im Zimmer auf die Münze fiel. Mit altväterlichen Witze war eine zersprungene Trommel darauf gebildet, und darüber standen die Worte: „Gottlob, der Krieg hat." — „Gottlob der Krieg hat ein Loch, soll es heißen," fügte der erläuternde Kunz hinzu. — Es ist zwar noch nicht Frieden; aber mit dem Kriege wills auch nicht mehr fort, und da hat mein Oberster seine Schaar auseinander gehen lassen." — In Friedens- und Liebesfreude hielt Sabine ihre Hand dem Liebling hin, und vergönnte nun auch dem Bräutigam in das Stübchen zu treten, wo er sich neben sie setzte, und ihr erzählte, wie er seine wenigen Gold- und Silberthaler im ehrlichen, offnen Kampfe von einem tapfern Welschen gewonnen habe, den er bezwungen, und ihm für diese Ranzion das Leben geschenkt. Ein holdes Lächeln

auf

auf den muthigen Verlobten fallen lassend, drehte die fleißige Braut wieder emsig ihre Spindel, und freute sich, daß weder an ihrem noch an Kunzens dereinstigen Erwerb das mindeste Unrecht haften werde.

Da trat eben der Vetter herein, und wollte seine Botschaft anbringen. Sabine stellte ihm mit sittigen Erröthen den heimgekehrten Kunz als ihren Bräutigam vor, und Jener sagte: „Nun, da komme ich just zur rechten Zeit, wie bestellt; denn wenn der Verlobte nicht eben Reichthümer aus dem Kriege mitgebracht hat, wird ihm wohl die Zugab sehr willkommen seyn, die ich der Braut im Namen der heute versammelten Erben anzubieten habe, da es ja der Testator so verfügt hat, daß wir sie mit irgend einer guten Gabe bedenken sollten." — Für Kunz lag etwas zu hochmüthiges in der Art, wie ihm das neue Glück angeboten ward; er konnte gar keine Freude darüber empfinden. Aber die demuthsvolle Sabine nahm nur Gottes Gnade darin wahr, durchaus nicht beachtend, wie sich die Menschen bey deren Austheilung bezeigten, und so senkte sie freundlich das Haupt mit dankbaren, herzensfrohen Lächeln. Aber als sie nun hörte, man habe ihr das Schauerfeld zur gänzlichen Abfindung beschieden, da drang ihr die feindliche Kargheit der Vettern mit schmerzhafter Kälte ans Herz, und sie konnte die hervorstürzenden Thränen der getäuschten Hofnung nicht zurück halten. Der Vetter lächelte höhnisch dazu, sprechend, es thue ihm leid,

wenn

wenn sie sich noch auf mehr Rechnung gemacht habe. Dies sey doch ein ungleich größeres Stück der Erbschaft, als ihr eigentlich zukomme.

Damit wollte er zur Thüre hinaus; aber Kunz vertrat ihm den Weg, und sagte voll der ruhigen Kälte, die oftmalen den sich ganz überlegen Fühlenden Muth zu begleiten pflegt: „Herr, ich sehe, daß Ihr mit dem guten Willen des Abgeschiedenen, Euern Spott zu treiben beliebt, und daß Ihr allzusammen gesonnen seid, meiner Jungfer Braut auch keinen nutzbaren Heller zukommen zu lassen. Aber wir nehmen in Gottes Namen Euer Anerbieten an, verhoffend, es könne vielleicht unter den Händen eines braven Kriegsmannes dennoch mehr aus dem Schauerfelde werden, als es sich neidische und geizige Memmen einzubilden vermögen.“

Der Vetter, vor Kunzens soldatischem Anstande scheu, wagte nichts zu erwiedern, und machte sich etwas bleich davon. Darauf küßte der Bräutigam seiner Braut die Thränen ab, und eilte freudig zu dem Pfarrer, die Trauung zu bestellen.

Nach wenigen Wochen waren Kunz und Sabine Eheleute, und fiengen ihren kleinen Haußhalt an. Der junge Mann hatte seine Gold- und Silberthaler meist alle dazu angewandt, sich ein paar herrliche Stiere zu kaufen; das Uebrige davon war auf Saat und den nöthigsten Haußrath verwandt worden, und an Geld nicht mehr in der kleinen Wirthschaft zu finden

den, als gerade hinreichen mochte, um auf's spärlichste und arbeitsamste bis gegen die Ernde im künftigen Jahre auszureichen. Aber als Kunz mit Stieren und Pflug auf das Feld hinauszog, lachte er fröhlich nach seiner holden Sabine zurück, sprechend, daß er nun das rechte Gold aussäe, und es über's Jahr um ein gut Theil reichlicher dabey zugehen solle. Sabine sah ihm ängstlich nach und wünschte, er möge nur erst von dem verruffenen Schauerfelde wieder heim seyn.

Wohl kam er heim, und zwar noch ehe die Abendglocke läutete, nur bey weitem nicht so freundlich, als er es in der Morgenstunde in seinen zuversichtlichen Muthe gehoft hatte. Den zertrümmerten Pflug schleifte er hinter sich drein, führte mühsam den einen sehr verletzten Stier mit fort, und blutete selbst an Schulter und Haupt. Aber er sah doch immer noch so frisch und freundlich drein, und tröstete mit ungedämpften Soldatensinne die weinende Sabine. — „Halte dich nur zum Einsalzen fertig," sagte er lachend" — denn der Spuck auf dem Schauerfelde hat uns eine große Menge Rindfleisch bescheert. Der Stier nämlich, den ich mit herein brachte, hat sich in toller Angst dermassen beschädigt, daß er zu keiner Arbeit mehr taugt; der andere lief in die Berge hinein, und ich mußte zusehen, wie er sich von einer Klippe in den reissenden Fluß stürzte, wo er gewiß nun und nimmer wieder zum Vorschein kommt."

„Die

„Die Vettern, die bösen Vettern! klagte Sabine. Nun hat ihr verderbliches Geschenk dich noch gar um dein mühsam erfochtenes Eigenthum gebracht, und was viel schlimmer ist, dich auch verwundet, du herzenslieber Mann!“

„Damit hat es nichts zu sagen, entgegnete der wackere Kunz. — Die Stiere kriegten mich nur einmal zwischen sich, als sie just in der tollsten Wuth waren, und ich sie nicht loslassen wollte. Aber es ist Gottlob noch gut abgelaufen, und Morgen geh' ich wieder auf das Schauerfeld hinaus.“

Nun trachtete Sabine auf alle Weise den geliebten Mann davon abzubringen; aber er sprach: ungenuzt solle das Feld bei seinen Lebzeiten nicht liegen; was man nicht umpflügen könne, müße man umgraben, und er sey ja kein scheues Ackerthier, sondern ein erprobter, handfester Soldat, dem der Spuck nichts anhaben solle. Dann schlachtete er den wunden Stier, zerhieb ihm, und während Sabine am frühen Morgen das Geschäft des Einsalzens begann, war Kunz schon wieder auf dem gestrigen Wege, und eben nicht viel minder vergnügt als damals, wenn er gleich statt der kraftvollen Stiere und des gut gezimmerten Pfluges nur Karst und Spaten zur Arbeit mit hinaus nahm.

Etwas spät kam er dießmal am Abende heim, etwas ermattet und bleich, aber sehr heiter, und die sorgliche Frau bald beruhigend. — „Diese Art der

Ar-

Arbeit greift etwas an," sagte er lächelnd — „denn es geht ein gespenstiger Kerl, bald so, bald anders aussehend, neben mir her, und foppt mich mit Worten und Werken; aber er scheint sich doch selber zu wundern, daß ich mich gar nicht an ihn kehre, und eben daraus hol' ich mir neue Kraft. Zudem kann die ja niemals einem tüchtigen Manne ausgehen, der in seinem Berufe steht."

So gieng es denn nun viele Tage hindurch. Der treue Kunz blieb unverdrossen am Graben und Säen und Ausraufen des Unkrautes. Freylich konnte er nun mit dem blosen Spaten nur einen ganz kleinen Theil des Schauerfeldes bestellen, aber er hielt sich desto sorgsamer dazu, und sah endlich eine Aerndte herauf blühen, die, wenn auch nicht reichliches, doch genügendes Auskommen versprach und hielt. Auch das Geschäft des Einschneidens und vom Felde Karrens, verrichtete er ganz allein; denn Tagelöhner hätten ihm wohl um vielen Gewinn auf dem verrufenen Schauerfelde nicht geholfen, und daß Sabine sich dahin wagte, ließ er gar nicht zu, um so minder, seitdem er Hofnung hatte, bald von ihr mit einem Kindlein beschenkt zu werden. — Das Kindlein ward gebohren, und in drey Jahren wurden es noch zwey, ohne daß sich ausserdem eine Veränderung in Kunzens Lage gezeigt hätte. Mit Anstrengung und Muth wußte er dem furchtbaren Schauerfelde Frucht auf Frucht abzugewinnen, und lösete sein Wort, daß er

Sa-

Sabinen gut durchbringen wollte, als ein ehrlicher Mann.

Eines Herbstabends, als es schon tief zu dunkeln begann, brauchte Kunz noch fleisig seinen Spaten. Da stellte sich ein sehr großer, starkgegliederter Mann neben ihn, schwarz und rußig, wie ein Köhler, eine Schürstange in der Hand, und sagte: „Giebt es denn gar keine Stiere mehr im Lande, daß du dich mit deinen beiden Fäusten so abarbeitest? Du solltest doch, dem Umfang deiner Gränzen nach zu urtheilen, ein reicher Bauer seyn.“ — Kunz wußte wohl, wer ihn anrede, und that, wie er es gewöhnlich mit dem Spuck des Feldes zu thun pflegte. Er schwieg, wandte alle Gedanken nach Kräften von ihm ab, und förderte seine Arbeit rüstig. Aber der Köhler that nicht, wie es in des Spuckes gewöhnlicher Art war, der auf ein solch Betragen zu verschwinden pflegte, um furchtbarer oder doch verstörender in andrer Gestalt wieder zu kommen.

Diesmal sagte er blos ganz freundlich: „Gesell, du thust mir Unrecht, und Dir auch. Antworte mir zutraulich, und wahrhaft! Vielleicht weiß ich für dein Uebel ein gutes Mittel. — „Nun, in Gottes Namen,“ entgegnete Kunz. — „Wenn du mich mit freundlichen Worten betrügst, ist es deine Schuld, und nicht meine.“ — Damit hub er an, alles zu erzählen, was seit der Besitznahme des Ackers vorgefallen war, ehrlich und getreu, verhehlte auch seinen

Un-

Unwillen gegen den Spuck gar nicht, und eben so wenig, wie sauer es ihm werde, unter beständigen Neckereien, mit Karst und Spatem allein ausgerüstet, die Seinigen zu ernähren.

Der Köhler hörte sehr ernsthaft zu, schwieg dann eine lange Weile nachsinnend, und brach endlich in folgende Worte aus:

„Ich meine, Gesell, du kennst mich, und da ist es recht brav von dir, daß du der Ehrlichkeit nichts vergiebst, sondern rein heraus sprichst, wie sehr du unzufrieden mit mir bist. Die Wahrheit zu sagen, fehlts Dir auch nicht an Ursache dazu; aber weil ich dich als einen gar tüchtigen Kerl erprobe, will ich dir einen Vorschlag thun, der Manches wieder gut machen kann. Sieh bisweilen, wenn ich mich in Feld und Wald und Gebirg recht ausgetrollt habe, kommts mir lustig und wünschenswerth vor, in einen Haushalt einzutreten und ein halb Jährgen lang recht ehrbar und ordentlich zu leben. Wir wär's, du nähmst mich auf sechs Monathe zu deinen Knecht an?" — Es ist schlecht von Euch," sagte Kunz — „einen ehrlichen Mann zu foppen, der Euch Zutrauen beweißt." — „Nein, nein," sprach der andere zurück — „nicht foppen, es ist mein voller Ernst! Ihr sollt einen wakern Arbeiter an mir haben, und so lang ich Euch diene, wird sich kein einziges Schreckbild auf dem Schauerfelde sehen lassen, so daß ihr ganze Heerden Stiere darauf umher treiben könntet." — „Das wäre

re mir schon lieb," entgegnete Kunz nach einigen Besinnen — „wenn ich nur wüßte, ob Ihr Wort haltet, und dann hauptsächlich, ob ich auch Recht daran thue." — „Das mache mit dir selbst aus," sagte der Fremde — „aber mein Wort hab' ich noch nimmermehr gebrochen, so lange das Riesengebürge steht, und ein feindseliges Wesen bin ich auch nicht; etwas lustig und neckisch und wild bisweilen, das ist es alles!" — „Ich glaube gar," sagte Kunz — „daß Ihr der bekannte Rübezahl seyd!" — „Höre," unterbrach ihm der Köhler, etwas finster — „wenn du das glaubst: so denke dran, daß der mächtige Gebirgsgeist jenen Namen nicht leiden kann, sondern sich dem Herrn vom Berge nennen läßt." — „Das wär ein wunderlicher Knecht, den ich den Herrn vom Berge nennen müßte!" lachte Kunz. „Du kannst mich Waldmann heißen," entgegnete Jener. — Kunz sah' wieder eine Zeitlang still vor sich nieder, dann sagte er endlich: „Gut! Es gilt! Ich denke, ich thue nicht Unrecht, Euch anzunehmen. Hab' ich ja doch wohl oftmalen gesehen, daß man unvernünftige Thiere zum Bratenwenden und andern Hausdiensten gegebraucht, warum nicht auch einen Spuck?" — Der Köhler lachte herzlich, und sprach: nun so ist es meines Gleichen wohl noch im Leben nicht geboten worden! Aber eben drum; es gefällt mir, und schlagt ein, lieber Brodtherr!" — Kunz machte noch die Bedingung, der neue Diener dürfe nicht wagen, sich es

vor

vor Sabinen und den Kindern merken zu lassen, daß er eigentlich vom Schauerfelde herstamme, oder wohl vielmehr aus dem weltalten Hölengängen des Riesengebürgs; auch solle er nie irgend eine Spuckerei in Haus und Hof treiben; und als Waldmann das alles recht treuherzig versprach, war der Handel in Richtigkeit, und sie giengen mit einander freundlich heim.

Sabine wunderte sich über dem unvermutheten Zuwachs ihres Haushaltens, und empfand auch einige Scheu vor dem schwarzen, riesengroßen Knecht; die Kinder wollten zu Anfang gar nicht aus der Thüre, wenn er im Hofe arbeitete; aber sein still freundliches und fleisiges Benehmen söhnte bald alle mit ihm aus; und wenn er auch manchmal in eine Art, von toller Lustigkeit fiel, sich mit dem Hunde herumjagend oder mit dem Federvieh: so fand man es mehr spashaft, als befremdend; auch genügte ein einziger Blick des Brodtherrn, ihn wieder in die gewohnten Schranken zurückzuweisen.

Auf das Wort des Berggeistes trauend, hatte Kunz den zeither gesparten Geldvorrath wieder unbedenklich ,um Ankauf zweier schönen Stiere verwandt, und zog nun mit dem zurecht gezimmerten Pflug lustig zu Felde. Sabine schaute ihm ängstlich nach, ängstlich am Abende nach dem Heimkehrenden aus, fürchtend, er werde mit zerstörter Hofnung, und wohl gar noch schlimmer verwundet, als das erstemal zu Hauße kommen. Aber singend, und seine folgsamen,

glänzenden Stiere vor sich hertreibend, schritt Kunz unter dem läuten der Abendglocke durchs Dorf heran, küßte in großer Freudigkeit Weib und Kind, und schüttelte dem Knechte zufrieden die Hand.

Manchmal zog nun auch Waldmann mit den Stieren hinaus, während Kunz in Hof und Garten arbeitete. Man riß ein gewaltiges Stück des Schauerfeldes um, und alles gieng einen treflichen Gang zum Erstaunen aller Einwohner des Dorfs, und zum neidischen Mißbehagen der geizigen Vettern. Freylich dachte Kunz oftmalen bey sich: Es ist nur auf eine kurze Zeit, und wie ich's mit der Aerndte anstellen werde, weiß Gott; denn alsdann ist Waldmanns Dienstzeit schon lange um, und der Spuck auf dem Schauerfelde vielleicht wieder in bester Lust." — Doch das Einsammeln des Seegens, meinte er, sey eine Arbeit, die von selbsten Arm und Herz stärke, und vielleicht halte ihm sogar Waldmann noch bis dahin aus alter Freundschaft den Acker rein, wie auch dieser bisweilen in fröhlichen Augenblicken wohl zu verstehen gab.

Der Winter war darüber herangekommen, die Arbeit auf dem Schauerfelde beendigt, und Kunz fuhr nun mit seinen Stieren fleißig zu Holze, den Feuerungsbedarf für Ofen und Heerd einholend. Das war einstmalen geschehen, als Sabine zu einer armen Wittwe im Dorfe gerufen ward, die am Fieber daniederlag, und der sie fleißig, so weit es ihr be-

gin-

ginnender Wohlstand vergönnte, beyzustehen gewohnt war. Sie wußte nur nicht recht, wo sie derweil ihre Kinder lassen sollte; aber Waldmann erbat sich, auf sie acht zu geben, und weil die Kleinen, an seine Mährchen gewöhnt, auch recht gern bey ihm blieben, trat Sabine unbesorgt ihre fromme Wanderung an. — Etwa eine Stunde darauf kam der Hausherr aus dem Bergforste zurück. Er führte den Karren in den Schuppen, brachte die Thiere zu Stalle, und gieng dann frohgemuth nach dem Hauße zu, die erstarrten Glieder am behaglichen Heerdesfeuer zu wärmen. Da scholl ihm das ängstliche Weinen seiner Kinder entgegen. Pfeilschnell hinzustürzend, und die Thür des Zimmers aufreisend, fand er die Kleinen schreiend hinter dem Ofen zusammengedrängt, und Waldmann mit wilden Gelächter in der Stube umherspringend; abscheuliche Fratzen schneidend, einen Kranz von Funken und Flammen im aufgesträubten Haar.

„Was geht hier vor?„ fragte der Hausherr mit strengen Zorn, und der unheimliche Schmuck in Waldmannshaaren verlosch; demüthig und still stand der Knecht, sich entschuldigend, er habe nur ein Späschen mit den Kindern machen wollen. Aber diese kamen schmeichelnd um den Vater, und erzählten, Waldmann habe ihnen erst so häßliche Geschichten vorgesprochen, und sey dann, bald mit einem Witterkopfe, bald mit einem Hundshaupt vor sie hingetreten. — „Es ist genug,“ unterbrach sie Kunz· „—

„Fort

„Fort mit Dir, Gesell! Wir bleiben keine Stunde mehr unter einem Dach." — Damit faßte er Waldmanns Arm, und schob ihn heftig bis zu der Hinterthür des Gartens hinaus, den Kindern gebietend, sie sollten ruhig in der Stube bleiben, und sich vor nichts in der Welt mehr bange seyn lassen. Der Vetter seye nun daheim, und sie so sicher als in Abrahams Schooß.

Der wunderliche Knecht ließ sich Alles schweigend gefallen; aber als er nun mit Kunz einsam in der winterlichen Gegend stand, sagte er lachend: „Hört Brodherr, ich dächte, wir vertrügen uns wieder! Ich hab' einen gar dummen Streich angefangen, jedoch es soll gewißlich nicht wieder geschehen. Die alte tolle Laune überfiel mich nur so." — „Eben deswegen, weil sie das kann," entgegnete Kunz. — „Du möchtest mir leicht noch meine Kindlein bis zum Wahnsinn erschrecken. Mit unsern Contrackt ist es zu Ende." — „Mein halbes Jahr ist noch nicht um," sagte Waldmann trotzig. Ich will wieder in's Haus." — „Nicht an die Schwelle!" rief Kunz. — „Du hast den Vertrag gebrochen, mit deinen verwünschten Spukereyen. Alles, was ich an Dir thun kann, ist, daß ich Dir Dein volles Lohn gebe. Da nimms, und packe Dich fort! „Mein volles Lohn?" hohnlachte der Berggeist — „Kennst Du meine reichen Kammern unten in den Höhlengängen?" — „Es ist mehr um mich, als um Dich," sagte Kunz. — „Ich will

will Niemanden etwas schuldig bleiben. „Und damit drängte er ihm das Geld gewaltsam in die Taschen. — „Was soll aus dem Schauerfelde werden? „fragte Waldmann ernst, beinahe grimmig. — „Was Gott will," entgegnete Kunz. — „Mir wären sechszehn Schauerfelder nichts, gegen ein Härlein vom Haupt meiner Kinder. Hinaus mit Dir, oder ich treffe Dich, daß du daran denken sollst!" — „Sachte!" rief der Berggeist. — „Wenn meinesgleichen leibliche Gestaltung annimmt, sucht man sich eine tüchtige aus. Du könntest bey der Schlägerey leichtlich unten zu liegen kommen, und dann sey Dir Gott gnädig." — „Daß ist er immerdar gewesen," „sprach Kunz" — und meine leibliche Gestaltung hat er mir auch recht tüchtig ausgesucht. In deine Berge zurück, Du häßliches Unthier! Ich warne Dich zum leztenmal."

Da fiel Waldmann im gereizten Grimme über Kunz her, und es entstand ein hartnäckiges Gefecht. Man rang hin und wieder, man schwang sich mit einander herum, ohne daß sich der Sieg für Den oder Jenen entscheiden wollte, bis endlich Kunz durch ein geschicktes Ringerstück seinen Gegner zum fallen brachte, und ihm auf die Brust kniete, wobey er wacker mit beiden Fäusten, auf ihn los arbeitetete, sprechend: „Ich will Dich's lehren. Dich an Deinen Brodherrn vergreifen zu wollen, Du verfluchter Herr vom Berge."

Der

Der Herr vom Berge aber lachte so herzlich dazu, daß Kunz in der Meinung, er verspotte ihn, immer heftiger zuschlug, bis Jener endlich die Worte herausbrachte: „Laß doch ab! Ich lache ja nicht über dich; ich lache über mich, und bitte um Pardon.“ — „Da ist's ein Andres, sagte Kurt ehrbar, richtete sich in die Höhe, und half dem Besiegten auch auf die Beine. — „Ich habe das Menschenleben recht aus dem Grunde kennen gelernt,“ sagte dieser noch immer lachend. — „Es hat wohl noch keiner meines gleichen das Studium so gar genau getrieben. Aber höre, Gesell, das mußt du mir zugestehen, ehrlichen Krieg habe ich geführt. Denn du wirst doch wohl einsehen, daß ich mir leicht ein halb Dutzend Berggeister hätte zu Hülfe rufen können. Freylich konnte ich für Lachen nicht gut dazu kommen.“

Kunz sahe den noch endlos fortlachenden Rübezahl bedenklich an, und sagte: „Ihr habt nun wohl einen Zahn auf mich, und das wird mir nicht nur auf dem Schauerfelde, sondern vielleicht auch anderwärts schlecht bekommen; aber Herr, bereuen kann ich dennoch nicht was ich that. Ich habe Haußrecht geübt, und zwar um meiner lieben Kinder willen. Wär' es noch zu thun, ich thät es mit voller Ueberlegung wieder.“

„Nein, nein, lachte Rübezahl — incommodir dich nicht! Ich habe an einem Male vollkommen genug. Aber das sage ich dir: auf dem Schauerfelde

kannst

kannst du künftig ackern Jahr aus Jahr ein, und es soll sich kein unheimlicher Schatten darauf regen, von nun an, so lange das Riesengebürge steht. Gehabt euch wohl, mein freundlich gestrenger Brodherr.“ —

Damit nickte er zutraulich und verschwand, und Kunzt hat ihn nachher im Leben nicht wieder gesehn. Aber Rübezahl hielt Wort, und that noch viel mehr. Ein ungewöhnlicher Segen zeigte sich in allen Geschäften des Hausherrn, und er ward bald der reichste Bauer im Dorfe. Auch wenn seine Kinder auf dem Schauerfelde spielten, welches sie und Sabine jezt ohne alle Furcht betraten, erzählten sie bisweilen Abends, der gute Waldmann sey gekommen, und habe ihnen artige Mährchen vorgesagt. Sie pflegten dann in ihren Taschen gewöhnlich Näschereien, oder blankes Spielzeug, oder wohl gar schöne Goldthaler zu finden.

Tr. 14. 17.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Ludwig Theodor

Moosrosen Erzählungen, Geschichten und kleine Romane

Nürnberg [1814]

P.o.germ. 85
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105190-7